



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1787

IV. Abschnitt. Vom moralischen Uebel

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49692](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49692)

„sterdrücken — — Selbst dem Mahomed ge-
„lang sein Unternehmen nur deswegen, weil er
„von Mekka verbannt wurde, und weil man da-
„selbst auf seinen Kopf einen Preis setzte.“ *)

IV. Abschnitt.

Vom dem moralischen Uebel. •

Hat denn auch das moralische Uebel seinen Nutzen? Leser, wenns möglich ist, laßt uns hier alle Vorurtheile ablegen, und die Sache unbefangen erwägen. Ich bin hier in keiner geringen Verlegenheit; ich sehe, wie mancher mit Widerwillen das Buch weglegen wird. Was kann ich dafür — ich suche Wahrheit, ich glaube die Wahrheit auf diesem Wege zu finden, und muß ihn also verfolgen.

§ 5

Man

*) Il arrive toujours, et necessairement, qu'une secte persecutée dégénère en faction. Les opprimés se réunissent et s'encouragent. Ils ont plus d'industrie pour fortifier leur parti, que la secte dominante n'en a pour l'exterminer. — — Mahomet lui-même n'a réussi que pour avoir été chassé de la Meque, et parcequ'on y avoit mis sa tête à prix. Voltaire Tom. 29. pag. 218. 219.

Man wird in dieser Schrift manche — wenigstens scheinbare — Wiederholung finden; ich will zugeben, daß es wahre Wiederholungen sind. Allein man bedenke.

1) Daß manches hier unter ein ganz anderes Licht gestellt werden muß, als man es bisher betrachtet hat; da muß man ja wohl die Sache von allen Seiten beleuchten; jede Hauptsache kommt mehrmals vor; und das gibt ein Ansehen von Wiederholung.

2) Ich möchte gern — nicht bloß für den Gelehrten schreiben. Dieser kann meine Schrift wohl entbehren. Für die mehrsten Leser möchte ich faßlich und genießbar seyn. Da muß ich manches weitläufiger entwickeln, als sonst nöthig wäre.

3) Und endlich — ich suche nicht bloß den Beifall des Lesers, ich möchte ihm auch nützlich seyn; ich wünschte, daß er meine Sätze behielte, zu den seinigen machte — dazu ist wahrlich mehr, als eine flüchtige Uebersicht, als eine augenblickliche Ueberzeugung, nöthig. Es muß alles zusammenhängen, jede Detailidee muß die Hauptidee wieder rufen, einprägen, das wichtigste muß mehrmals wiederkommen.

Nach diesen Grundsätzen bitte ich meine Schrift zu beurtheilen. Nun zur Sache!

I. Kapi.

I. Kapitel.

Ein Präjudiz für den Nutzen des moralischen Uebels.

Das moralische Uebel mag immer eine Mittelursach haben, welche man will, so hat es doch nur immer vermöge des göttlichen Willens entstehen können. Gott ist's, der den Menschen so eingeschränkt geschaffen hat, als wir sind; Gott ist's, der ihm die Anlage zu Leidenschaften gegeben; Gott ist's, der Sinne des Menschen gemacht hat; Gott ist's, der den Menschen in die Umstände versetzt, welche seine Sinne, seine Leidenschaften entzünden. Diese Schwäche, diese Sinne, diese Leidenschaften, diese Umstände, sind die unmittelbaren Ursachen der moralischen Fehler und Vergehen der Menschen — mithin ist die erste Ursach derselben der allgütige Wille unsers himmlischen Vaters.

Wenn ich mich dessen versichert habe, dann kann ich nicht mehr jenes Uebel als blosses Uebel ansehen; dann bin ich überzeugt, daß es seine guten Absichten haben muß. Ich lasse mich nicht mehr durch den Schein abschrecken, und betrachte genauer das Ungeheuer, wovor ich vorher zurückschauderte.

II. Kapi.

II. Kapitel.

Von dem großen Nutzen der menschlichen
Schwachheit überhaupt.

Ich nehme das Wort, Schwachheit, nicht in dem Sinne von Neigung zu Fehlritten, sondern von dem Mangel an Kräften. Man sehe den ersten Band, Seite 138 ff.

Auch verstehe ich hier unter Schwachheit, die Beschränktheit aller Kräfte des Körpers und der Seele.

Von dieser Schwachheit nun, wage ich eine Behauptung, die paradox scheinen wird — nemlich — daß

Von unsrer Schwachheit unsre ganze Größe abhängt.

Die Größe besteht in der Kraft, und wird durch große Thaten — oder noch besser — durch große Wirkungen sichtbar.

Sie ist ein Verhältniß zu andern Wirkungen — und in der Rücksicht ist sie physische Größe.

Oder

Oder, die Größe der Wirkung ist ein Verhältnis zu der wirkenden Kraft; daraus entsteht moralische Größe.

Dies wird aus Beispielen deutlich werden.

Der Einwohner von Canada macht Reisen von mehreren hundert Meilen in wüsten Gegenden, findet überall das Wenige, das er braucht, und nimmt mit einem Lager auf der Erde vorlieb. Die Wirkung ist groß, aber nur im physischen Verstande, in Vergleichung mit dem, was wir Europäer und gesitteten Menschen vermögen; denn der Canadenser, der solches gewohnt ist, dem es keine Mühe kostet, verbindet damit keine Idee von Größe.

Wenn Schiffszimmerleute in Sardham ein Kriegeschiff von achtzig Kanonen bauen, so machen sie wirklich ein großes Werk: aber sind selbst darum nicht moralisch groß; denn man kann von ihnen sagen: Sie wissen nicht, was sie thun; ihre Arbeit ist mechanisch; sie haben keine Einsicht und kein Gefühl der Größe ihres Unternehmens.

Wenn die Siebenmeilen-Stiefeln und andre Wunderdinge der Feenwelt realisiert würden; so wäre kein Zweifel, daß große Wirkungen geschä-

geschähen. Der Mensch würde mehr vermögen, physisch größer werden; moralisch groß könnte er aber nicht seyn, weil die größten Wirkungen ohne Mühe, ohne Kraft, erfolgen würden. Es wäre denn, wie man zu sprechen pflegt, keine Kunst, große Dinge zu verrichten.

Mit tausendfacher Größe und Kraft würde dem Menschen auf Erden nichts schwer seyn; in einem paar Tagen könnte er um die ganze Erde kommen, er würde durch das Weltmeer waten, wie er jetzt durch einen Bach wadet. Alle die großen Thiere, die ihn jetzt zur Kunst und Vorsicht auffordern, würden ihm eine Kleinigkeit seyn; den Elephanten faßte er bei dem Rüssel und schleuderte ihn auf einen Berg ohne Müh. Den Wallfisch würde er mit Händen greifen. Alle solche Thaten wären das Spiel der Kinder. Es wäre nichts mehr da, woran der Mensch sich üben, nichts mehr, das seinen Muth aufbieten könnte — das Theater wäre zu klein; in einem großen und starken Körper würde eine schwache, stumpfe, Seele wohnen.

Wenn aber bei mächtigen Kräften, wie sie der Mensch hat, große Gegenstände ihn aufordern, dann verändert sich die Szene. Die
Gegen-

IV. Abschn. Vom moralischen Uebel. III

Gegenstände scheinen den Kräften überlegen zu seyn. Daraus folgt.

1) Daß der Mensch die Idee und das Gefühl von großen Dingen bekommt.

Große Ideen aber, und erhabene Gefühle, machen die Größe der Seele aus.

2) Daß Unternehmen großer Dinge erfordert Muth, und erzeugt ihn.

Der Muth aber ist das wesentlichste Stück der Seelengröße.

3) Große Unternehmungen über und erhöhen die Kräfte — auf diese Art wird die Kraft des Menschen einigermaßen sein eignes Werk; die Vermehrung der Kräfte macht seine physische und psychologische Veredlung; und das Bewußtseyn dieser Vermehrung, und des Antheils, den der Mensch an seiner eignen Veredlung hat, macht die moralische Veredlung.

4) Große Unternehmen — d. h. solche die seine Kräfte zu übersteigen scheinen — fordern den Menschen auf, neue Kräfte zu suchen, sich zu unterwerfen, zu seinem Zwecke aufzubieten. Er muß nachdenken, Anstalten machen.

So wird sein Verstand immer mehr gebildet, und auf der Bildung des Verstandes beruht

beruht die ganze Größe und Macht des Menschen.

5) Große Unternehmen — man man mag noch so viele Kräfte zu ihrer Ausführung anwenden — erfordern Zeit. Dieses lehrt den Menschen Geduld, Standhaftigkeit, Ausbarren.

Darin besteht aber die Festigkeit der Seele, ohne welche keine Größe stattfinden kann.

Alle die vorherbenannten Eigenschaften gehören zur moralischen Größe. Keine kann, der Größe unbeschadet, fehlen.

Alle diese Eigenschaften aber können nur durch große Unternehmen erhalten werden.

Große Unternehmen aber sind solche, welche die Kraft in ihrem natürlichen Zustande übertreffen.

Wenn es Gegenstände geben soll, die den Kräften in ihrem moralischen Zustande überlegen sind, so müssen diese, in Verhältniß mit den Dingen, eingeschränkt — d. h. der Mensch muß schwach seyn.

III. Kapitel.

Fortsetzung. Ein Beispiel.

Wer wird nicht bekennen, daß Peter der Erste ein großes Unternehmen wagte, als er anfing, sein Volk zu civilisiren. — Warum aber war dies Unternehmen groß?

Weil das Volk ungemein roh und ungebildet war.

Weil sich die Gebräuche, die Vorurtheile, die Unwissenheit, die Rechte des Volks und der Großen, und der Eigennuz der Geistlichkeit der Aufklärung widersezten.

Weil in dem ganzen russischen Reich kein Mann zu finden war, welcher Künste und Wissenschaften kannte.

Weil Peter selbst von Künsten und Wissenschaften keine Idee und nur eine dunkle Ahnung hatte.

Weil der Lehrer seines Volks erst selbst lernen, sich aufklären, sich bilden mußte, ehe er das Werk anfangen konnte.

Weil ein mächtiger Kaiser, der, wie seine Vorfahren, auf seinem Throne immerhin
3ter Band. § schlum.

schlummern konnte, diesen Thron verlassen, in die weite Welt wandern mußte, um Künste und Wissenschaften, die er sein Volk lehren wollte, selbst zu lernen.

Viele tadeln den großen Mann, daß er den Thron und das Reich verließ — Sie mögen Recht haben. Ein aufgeklärter Regent würde das vielleicht nicht thun — allein, Peter war nicht aufgeklärt, er konnte nicht alles so genau abwägen; er wußte kein besseres Mittel — und dies ergrif er. Man bedenke aber, diese Frage ungerechnet, wie viel Muth und Entschlossenheit, wie viel Seelengröße, dazu gehörte, um dieses Mittel zu ergreifen. Es war doch wahrhaftig bequemer, in Moskau, mitten in seinem Hofe zu bleiben, als auf den Holländischen Werften die Zimmerart zu ergreifen, die Mathematik zu lernen, und alle Beschwerden einer langen Reise über sich zu nehmen. Peter allein erneute die ganze Nation, da alle Bemühungen der aufgeklärtesten Männer nicht einmal im Stande sind, ein neues Gesangbuch in den Kirchen des aufgeklärten Berlins einzuführen.

Man räume alle Schwierigkeiten weg, man gebe Petern eine gute Erziehung, man setze, das Volk sey ganz willig, alle Vorschläge
des

IV. Abschn. Vom moralischen Uebel. 115

des Kaisers anzunehmen und auszuführen, so daß der Regent nur durch Edikte sein Volk auf die Idee bringen darf — so wird Niemand was Großes darin finden. Die Größe des Unternehmens besteht also in der Schwierigkeit der Ausführung. Diese Schwierigkeit ist aber weiter nichts, als ein Verhältniß zu den Kräften, welche ausführen sollen. Sind diese ohne Anstrengung, und in ihrem natürlichen Zustande, der Sache gewachsen oder überlegen, so findet keine Schwierigkeit, mithin keine Größe, statt.

Gesetzt also, der Mensch wäre vom Schöpfer mit solchen Kräften beschenkt worden, daß er ohne alle eigne Übung, Bildung und Anstrengung alles verrichten könnte — so würde seine ganze moralische Größe wegfallen. Wie oft hat man sich aber nicht solche Kraft gewünscht? Wie oft hat man sich gegen den Schöpfer über den Mangel derselben beklagt?

Also beruht die moralische Größe des Menschen auf seiner Schwäche.

Pascal sagt von dem Menschen

Ses misères prouvent sa grandeur. *)

h 2

Sein

*) Pensées de Pascal, No. 23.

„Sein Elend beweiset seine Größe.“ Er konnte weiter gehen und sagen — seine Schwäche (oder sein Elend) ist der Grund seiner Größe.

 IV. Kapitel.

Fortsetzung.

Was nützet diese Größe?

Sollte man sich wohl vorstellen, daß es Menschen gibt, welche fragen können: Was hilft mir diese Größe? Ich möchte lieber weniger groß, und weniger schwach seyn! — Allein, man hat mir in der That diese Frage gethan.

Das kommt daher, daß man nicht auf sich selbst aufmerksam ist, und sich von dem Zustande, in welchem man sich wünscht, keinen rechten Begriff gemacht hat. Denn es wäre wirklich hart, diese Frage von der Gefühlslosigkeit, die sie zu verrathen scheint, zu erklären. Derjenige wäre zu beklagen, der diese Frage, nach genauer Prüfung und Ueberlegung, noch im Ernst aufwerfen könnte. Er müßte, der Beklagenswürdige, keinen Begriff, kein Gefühl von menschlicher Größe und Glückseligkeit haben.

Denn

Denn freilich kann der Mensch, ohne Gefühl von Größe und Würde, Genuß haben; er genießt aber wie das Thier; seine ganze Glückseligkeit beruht auf den Sinnen, sie eilt so schnell vorüber, als der flüchtige Kitzel der Sinne. Wenn diese satt oder erschöpft sind, dann bleibt ihm nichts mehr, als leere Unthätigkeit, übrig. Der Genuß, wenn er bloß physisch ist, hat keine Innigkeit. Ihr, die ihr alle Arten der Wollust geschmeckt habt, habt ihr nicht den Unterschied zwischen den Liebfungen einer feilen Dirne, und denen einer Geliebten, die ihr verehretet, bemerkt? So ohngefehr werden sich thierischer Genuß und moralische Empfindung gegen einander verhalten.

Also beruht die höchste Glückseligkeit des Menschen auf seiner Schwäche. Wahrlich! eine wichtige Beobachtung.

Wenn das wahr ist — dürfen wir uns darüber beklagen?

V. Kapitel.

Von einem Stande der Unschuld.

Um den Nutzen des moralischen Uebels zu erkennen, müssen wir uns einen Begriff von ei-

nem Zustande zu machen suchen, in welchem der Mensch ohne Leidenschaft, und fehlerfrei wäre.

Wir finden eine Art von Stand der Unschuld bei den unkultivirten Völkern. Bei solchen sind wenig Leidenschaften, und die Leidenschaften sind sehr mäßig, oder vielmehr schwach. Dies bekennen alle, welche von diesen Völkern Nachrichten geliefert haben. Ihre moralische Güte hängt von der Eingeschränktheit ihrer Kenntnisse und ihrer Lage ab. Die einzige Unart, die man ihnen vorwirft, ist die Dieberei. Aber was sind diese Völker auch? Unthätig, träge, ungeschickt; sie verschlummern den größten Theil ihres Lebens. Ihre Seelenkräfte sind ganz erschlaft, oder vielmehr unentwickelt. Alles, was man von ihnen sagen kann, ist, daß sie ungebildete Kinder sind.

Und doch sind sie nicht ganz unschuldig, nicht ganz ohne Leidenschaften! — Nun wollen wir sehen, ob wir uns einen Begriff von einem ganz schuldblosen Zustande des Menschen machen können. Da solcher niemals statt gefunden hat, wird es nicht ganz leicht seyn.

Bermuthen können wir schon, daß in diesem Zustande wenig Thätigkeit, und folglich wenig Ausbildung, anzutreffen seyn wird.

Ich

Ich sage, wenig Thätigkeit. — Diese wird nur so weit, als die eingeschränkten Bedürfnisse der Natur, reichen. Denn die Leidenschaften sind unsre Triebfedern: sie allein dehnen unsre Bedürfnisse über die engen Schranken der Natur hinaus. Man stelle sich also vor, daß der Mensch ohne Sinnlichkeit bloß für die Erhaltung seines Lebens sorgt, er ißt nur, wenn ihn hungert, und nimmt mit dem Vorlieb, was die rohe Natur ihm in die Hände gibt; er darf sich gegen die Menschen nicht sichern, denn diese haben keine Leidenschaft, also geht seine ganze Sorge auf seine Vertheidigung gegen die Thiere — schwache Gegner, die ihm nicht viel Mühe machen können — denn selbst der Löwe und der Elephant weichen ihm.

Was wird er also thun? Wahrlich! ich weiß es nicht.

Also ist er unthätig; und wie soll er sich bilden? Alles Unthätige in der Natur, in der Körper, und Geisterwelt, wird stumpf und unbrauchbar. Nur die Betriebsamkeit entwickelt und erhöht die Kräfte.

„Aber die Vernunft könnte den Menschen ohne Bedürfnisse und Leidenschaften thätig machen?“

Ob sie es könnte, oder nicht könnte — weiß ich nicht. Das weiß ich aber, daß sie es nicht thut. Ueberall sieht man den Menschen, nur nach dem Maasse seiner Leidenschaften, thätig. Kann es aber anders seyn? Denn, wenn die Vernunft den Menschen thätig machen soll, so muß sie gebildet seyn; allein, wodurch soll sie sich bilden? sie muß einen Zweck haben; und welcher wird dieser Zweck seyn? Sie muß einen Gegenstand der Thätigkeit haben; und wo soll sie den finden?

Mandeville hat ein ganzes Buch geschrieben, (die Fabel von den Bienen,) um den Nutzen des moralischen Uebels zu zeigen. Der Verfasser, welcher manchmal nicht gründlich und bestimmt genug schreibt, sagt doch manches Bemerkenswürdtge. Unter andern schildert er den Zustand eines Staates, woraus alle Laster verbannt sind. — Hier sind einige Züge dieser Schilderung.

„Das Rathhaus ward verlassen. Die Gerechtigkeit öfnete die Thüre der Kerker; die Göttin, welche nunmehr kein Geschäft hatte, mußte weichen, mit ihrem ganzen Gefolge. Zuerst sah man Schmiede mit Schloßern, Kiegeln, Gittern und Ketten ziehn. Diesen folgte der ganze Schwarm der Diener der Gerecht.

„Berechtigkeit. In allen Aemtern und Be-
 „dienungen verrichtete nun eine einzige Person,
 „was sonst drei kaum zu Stande bringen
 „konnten. Niemand wollte mehr glänzen.
 „Die Livreen hingen in den Läden der Trödler,
 „Diesenigen, welche sonst durch die Pracht
 „ihrer Equipagen zu glänzen suchten, ver-
 „kauften ihre Carossen um einen geringen
 „Preis.“ (Ich möchte wohl wissen, wer
 „ihnen solche abkaufte.) „Der Adel verkaufte
 „seine schönen mit vieler Müh gepaarten Pferde.
 „Der Preis der Waaren fiel um die Hälfte, und
 „mit ihm der Werth der Gebäude und Grund-
 „stücke; die Palläste wurden Einöden, die Bau-
 „kunst wurde vernachlässigt; die Handwerks-
 „leute fanden keine Arbeit mehr; Maler, Bild-
 „hauer, Kupferstecher, waren in dem Staate
 „ganz unbekannt. Die wenigen Bürger, welche
 „übrig blieben, lebten elend, man war nicht
 „mehr verlegen, wie man sein Geld verthun
 „wollte, wohl aber, woher man zu leben her-
 „nehmen sollte. Die stolze Chloe verkaufte
 „nun ihre Equipage; sie trug das ganze Jahr
 „dasselbe Kleid. Die Moden folgten nicht
 „mehr in eigensinniger Unbeständigkeit aufein-
 „ander; da mußten alle Arbeiter in reichen
 „Zeugen, und alle, die davon leben, auswan-
 „dern. So wie die Eitelkeit und Pracht ver-

„schwanden, verlohren sich die Einwohner mit
 „ihnen. Die Einfalt der Sitten und die Mäß-
 „sigung stürzen alle Manufakturen; alle
 „Handwerke und alle Künste geriethen in Ver-
 „fall. So wurde der Staat entvölkert, und
 „konnte sich nunmehr nicht gegen die Angriffe
 „der Feinde, die weit zahlreicher waren, ver-
 „theidigen. *) Die Bürger wehrten sich zwar
 „mit aller ersinnlichen Tapferkeit, bis daß ei-
 „nige unter ihnen einen wohlbefestigten Zu-
 „fluchtsort fanden. Hier suchten sie sich zu
 „erhalten; und erhielten durch ihren Muth ei-
 „nen ehrenvollen Sieg. Allein dieser Sieg
 „kam ihnen theuer zu stehen. Viel tausend
 „tapfere Bürger starben, und die übrigen muß-
 „ten das Vaterland verlassen.“

Ob ich gleich unter den Zügen, mit wel-
 chen Mandeville den Verfall seiner tugendhaf-
 ten Bienen schildert, nur die vorzüglichsten
 gewählt habe, so sieht man doch, daß die
 Schilderung ziemlich schwach ist, und weit
 auffallender hätte gerathen können.

Man

*) Dieser Zug paßt auf meine Voraussetzung, daß
 die ganze Menschheit schuldlos und ohne Leiden-
 schaft wäre, nicht ganz: denn, in diesem Fall,
 würde kein Nachbar den andern angreifen.

Man möchte noch wider jene Schilderung einwenden, daß der Verfasser, wegen seiner Paradoxen, lange verrufen gewesen, und sich viele Vorwürfe zugezogen hat. — Freylich sollte man nur auf die Wahrheit, und nicht auf solche Nebendinge, sehen: es geschieht aber. Ich will also hier noch eine Schilderung des Standes der Unschuld anführen, gegen deren Orthodorie man gewiß nichts einwenden kann, denn sie ist von einem Mönch im 17ten Jahr- hundert verfertigt.

*) „Das Wasser eines Quells ist der Na-
tur genug, um den Durst zu löschen, und die
„Früchte

*) L'eau d'une fontaine suffit à la nature pour éteindre la soif, les fruits de la terre appaisent la faim, la laine des moutons fournit à l'homme des vêtements, et avant que le luxe l'obligeât à faire la guerre aux animaux, je ne fais si les arbres ne lui fournissoient point ses habits, et si ceux, qui le nourrissoient de leurs fruits, ne le vétoient point de leur écorce. Mais au moins fais-je bien qu'en ses siècles innocens, il ne faisoit point de meurtre pour se parer; il ne commettoit point d'injustice pour s'enrichir, et ne violoit point la nature pour se procurer des délices criminelles. Ses maisons étoient bâties sans artifice, et celui même, qui en avoit été l'Architecte, en étoit le charpentier et le maçon.

La

„Früchte der Erde stillen ihren Hunger. Die
 „Wolle der Schaafe gibt dem Menschen die
 „Kleidung, und ich weiß nicht, ob ihn die
 „Bäume nicht genugsam bekleideten, ehe die
 „Leppigkeit ihn verleitete, den Thieren den
 „Krieg anzukündigen; sollten zu jener glückli-
 „chen Zeit nicht die Bäume, die ihn mit ih-
 „ren Früchten speiseten, ihn auch mit ihrem
 „Basse

La terre couverte de mousse lui servoit de lit, et
 comme il ne se couchoit jamais qu'il n'y fût
 invité par le sommeil, il s'endormoit sans peine,
 et se réveilloit avec plaisir. Il ne connoissoit po-
 int d'autre parfum, que celui des fleurs; et
 parceque ce parfum étoit plus pur, que les nô-
 tres, il en étoit plus agréable. L'usage des ca-
 rosques lui étoit inconnu. Ses voyages n'étoient
 pas longs, et il ne se servoit que des moyens,
 que la nature lui avoit donnés. La guerre lui
 étant odieuse et le commerce inutile, il laissoit
 les chevaux en liberté. et n'employoit point ce
 noble animal, que la fureur et l'avarice nous
 ont rendu nécessaire. Quelque part qu'il pût
 aller, la terre étoit assez féconde pour le nour-
 rir, pour l'habiller; il trouvoit dans les déserts,
 de quoi contenter ses desirs, et ce qui nous man-
 que dans les villes, ne lui manquoit pas dans
 les solitudes. En ces siècles heureux toutes
 les voluptés étoient innocentes.

Senault, Usage des passions, p. 491.

„Baste bedecken? So viel aber weiß ich ge-
 „wiß, daß er, in dem seligen Stande der Un-
 „schuld, nicht mordete, um sich zu schmücken,
 „keine Ungerechtigkeiten begieng, um sich zu
 „bereichern, und der Natur nicht Gewalt an-
 „that, um sich schändliche Vergnügungen zu
 „verschaffen. Seine Häuser waren ohne Kunst
 „gebaut —“ (gewiß; wenn man alles abrech-
 „net, was an unsern Häusern zur Sicherheit,
 „zur Bequemlichkeit und Pracht, dient — ich
 „stelle mir Lappländische oder Hottentottische
 „Hütten vor; wie viele Künste und Hand-
 „werke gehen aber dabei nicht verloren?) —
 „Der Baumeister war dabei zugleich Maurer
 „und Zimmermann; die Erde, mit Moos be-
 „deckt, war sein Bett —“ (Tischler und Lein-
 „weber und Flachsbauer und Spinner hätten
 „weit weniger zu thun, als bei uns). — „Er
 „legte sich niemals nieder, ehe ihn der Schlaf
 „dazu einlud; er schief leicht ein und stand
 „fröhlich wieder auf. Er kannte keinen an-
 „dern Wohlgeruch, als den Duft der Blu-
 „men —“ (Und weil er ganz ohne Begier-
 „den war, bauete er vermuthlich keine, und
 „begnügte sich mit denen, die die Natur ohne
 „Cultur hervorbrachte.) — „Und da dieser Duft
 „weit reiner, als unsere Wohlgerüche, war, war
 „er auch angenehmer. —“ Dies mußte wohl
 auf

auf die Entscheidung derer ankommen, die beide kennen. Würde der Mensch dabei die Wollust empfunden haben, die sich der Verfasser, oder ein Dichter, dabei denkt? Mir deucht, man irrt sich sehr, wenn man aus den wollüstigen Bildern der Phantasie auf den natürlichen Zustand der Sachen schließt. Horaz sagt: *tempestat poëtica*. Man könnte auch sagen: *voluptas poëtica*, eine dichterische Wollust u. Das Murmeln der Bäche, die Pracht der Wiesen, das Gold der Aehren, das Rosenbett, sind allerdings in der Natur ganz angenehm, noch schöner aber in der Idylle. — „Der Gebrauch der Kutschen war ihm unbekannt.“ — (Also hatten Rademacher, Riemer, Seiler, Schmiede, wenig Geschäfte; Wagen lassen sich bei Menschen ohne Leidenschaften eben so wenig, als Equipagen, denken; weil solche Menschen, die mit den Gaben der rohen Natur vorlieb nehmen, keinen Handel treiben und keine Frachten brauchen werden. Ihre Reisen gehen nur so weit, als es nöthig ist, ihre Nahrung oder Wasser zu suchen; und das wird nicht weit seyn. Ob die Jagd sie weiter führen wird, ist eine Frage. Denn sie werden nicht morden, mithin fällt auch die Geographie, die Naturgeschichte, die sich außer dem engen Bezirk eines jeden erstreckt, ganz weg.

weg. Der Bewohner des festen Landes wird nicht wissen, daß es Meere gibt, der Bewohner der Ebene wird keinen Begriff von Bergen haben, und der in Brüchen und Heiden sich befindet, wird von keinen hochstämmigen Bäumen wissen. Wie werden sich da die Menschen bilden?) — „Die Reisen giengen nicht weit. —“ (In der That wüßte man nicht, warum er reisen sollte, wenn kein Bedürfniß, keine Leidenschaft, ihn dazu auffordert. — Aus Neugierde? — Man denkt sich den Menschen in jenem, von dem unsrigen so entfernten Zustande, wie er jetzt ist. Woher soll die Neugierde kommen —? Und wenn sie nun auch da wäre, woher sollte sie Gegenstand und Nahrung nehmen? Die ganze Erde würde ein Wald seyn, in welchem man nur hin und wieder einige schlechte Hütten, und keine Sitten, finden würde. — Die Natur hat für die groben Sinne der Menschen keine Reize, und die Menschen wären der Neugierde nicht werth.) — „Und der Mensch brauchte nur die Mittel, die ihm die Natur gegeben hätte — „(Also keine Kunst; keine Fuhren — und die schöne Schiffahrt — alles weg! Wahrlich es ist schade!) — „Der Krieg war ihm verhaßt —“ (Um Vergeltung, er würde ihn gar nicht kennen; und was man nicht

nicht kennt, kann man nicht hassen. — Der Krieg — er sagt mir, wie jedem andern, Schrecken ein — und, wenn ich könnte, wollte ich ihn gern um mich her verbitten. So sehr aber, als ich ihn fürchte, so muß ich doch bekennen, daß ich ihn für eines der vorzüglichsten Mittel zur Bildung des Menschen halte. Man sehe, was ich davon in dem Kapitel vom Kriege gesagt habe. Dem Kriege haben wir vortrefliche Erfindungen, das Pulver, das Geschütz, vielleicht das Eisen, zu verdanken. Pulver und Geschütz machen den Menschen groß. Wie viele Künste sind nicht durch den Angriff und die Vertheidigung ans Licht gekommen, oder vollkommener geworden? Und die Militärzucht? Die Ordnung, Genauigkeit, die Wachsamkeit und Würde — wie erheben die nicht die Seele mit dem Gefühl des Großen und der Ehre? Wie bilden sie nicht den Menschen überhaupt zur Brauchbarkeit, — und die Handlung unnütz. — Da gehen wieder manche Gelegenheiten zur Bildung des Menschen verloren — Handwerke, Münze, Rechenkunst, Fleiß, Vorsicht — fallen weg.) — Er ließ die Pferde in Freiheit. — „(Er lernte also nicht diese bändigen, abrichten, besteigen, brauchen.) — „Er brauchte dieses edle Thier nicht, welches
 „Wuth

„Wuth und Geiz ihm jetzt unentbehrlich machen.
 „Er mochte gehen, wo er wollte, die Erde war
 „allenthalben fruchtbar genug, ihn zu nähren
 „und zu kleiden.“ — (Folglich fällt der Acker-
 bau weg — und, weil er nicht mordet,
 auch die Viehzucht — Also hat er weniger Ge-
 schäfte als die Neger, Hottentotten und Kamt-
 schadalen; er hat weniger Anlaß sich zu bilden,
 als diese Völker; folglich bleibt er hinter ihnen
 zurück — was ist er denn? So dumm, als der
 Californier und Feuerländer — noch dummer;
 denn diese sagen. — Ich sehe beinahe in der
 ganzen Schöpfung nichts, daß ich mit diesem
 schuldlosen und trägen Geschöpfe vergleichen könn-
 te, als — das Faulthier, oder das Schaaf.) —
 „Er fand in den Wüsten, was seine Wünsche
 „befriedigte. — „(vermuthlich weil er keine
 hegte.) — „was uns in den Städten fehlt, das
 fehlte ihm nicht in den Einöden — (doch ver-
 „muthlich nichts anders, als eine stupide Zu-
 friedenheit.) — „Zu jenen seligen Zeiten waren
 alle Bollüste unschuldig „ — (das glaub' ich,
 denn es gab keine.)

Nach diesen, meines Erachtens, ganz
 richtigen Bemerkungen, fallen alle Künste und
 Wissenschaften, alle Handwerke und Gewerbe
 3ter Band. J der

der Menschen weg. An Metallurgie, und folglich an Mineralogie, ist gar nicht zu gedenken. Mechanik braucht der Mensch nicht, der nur die Produkte der rohen Natur, wie sie ihm unter den Händen wachsen, verlangt. Er hat auch nichts zu berechnen — die ganze Mathematik bleibt ihm unbekannt; folglich auch Physik und Astronomie. — Wenn Künste und Wissenschaften wegfallen, was soll er schreiben? was soll er lesen: auch dieses findet nicht statt. Mit hin ist seine Sprache arm, roh, so etwa, wie die Californische. Doch, was soll der Mensch sprechen, wenn er kein Bedürfnis, und kaum eine Veranlassung zu sprechen hat.

Wie wird es mit der Religion aussehen? wird er eine haben, oder nicht? Wenn er ja eine hat, so ist es eine dunkle, unverdaute Ueberlieferung, ein blinder absurder Glaube: denn wie will er sich zu würdigen Begriffen von Gott erheben? Die Himmel erzählen die Ehre Gottes; man muß aber ihre Sprache verstehn lernen. Der Californier versteht sie nicht.

Menschen ohne Leidenschaften, die mit den Geschenken der rohen Natur vorlieb nähmen, würden mit einander nicht viel zu thun haben,
einan.

einander nicht bedürfen, mit Niemanden in Collision kommen. Sie bedürften also keine Gesetze, keine Polizien. — Die Solone und Montesquieus wären überflüssig; sie würden nicht entstehen, nicht gebildet werden können. Es entginge hier wieder der Bildung und Veredlung des Menschen ein nöthiges Hülfsmittel.

Sollte wohl eine Verbindung, eine Gesellschaft unter den Menschen ~~hätten~~ ~~finden~~? — Eine Nebeneinanderwohnung möchte in den angenehmsten und fruchtbarsten Theilen der Erde wohl seyn; eine Gesellschaft aber, eine Verbindung — daran zweifle ich sehr. Selbst die unvollkommenen Verbindungen, welche, der Vertheidigung wegen, in den Wäldern Amerika's obwalten, würden unter Menschen ohne Leidenschaft keine Gelegenheit haben; denn es würde kein Krieg seyn. Die ganze Verbindung der Menschen unter einander würde also in der bloßen Nachbarschaft bestehen — gerade der Zustand der Californier und Grönländer, die von keinen Nachbarn etwas fürchten dürfen. Ihre ganze Gemeinschaft ist — daß sie ein Land bewohnen.

Selbst die häusliche Gesellschaft würde mit schlaffen Banden zusammenhängen. Nichts als Bedürfniß, keine Leidenschaft. Also keine

Liebe unter den Geschlechtern, nur bloße physische — thierische Beivohnung; in einem engeren Bande, kaltblütige Gleichgültigkeit. Man sehe die Geschichte der rohren Völker, die sich nicht bis zum moralischen Gesühle in der Liebe erhoben haben.

Eltern und Kinder würden mit einander nur so lange wohnen, als letztere der Hülfe der erstern bedürften. ~~Und da dem bloßen Bedürfnisse der Natur würde dies eine sehr kurze Frist seyn.~~ Man sehe die Geschichte der Californier.

Wenn keine engere Gesellschaft statt findet, findet auch die Bildung des Menschen durch Unterricht und Erziehung nicht statt. In solchem Zustande — was soll man lehren? Man weiß nichts: wozu soll man lernen? Man braucht nichts zu wissen. Die Sprache ist roh und arm; sie drückt nur die ersten sinnlichen Begriffe aus, sie hat keine abstrakte. Der Californier kann sagen; ein alter Mann, ein altes Weib; er hat aber kein Wort, das alt heißt — kein Adjektiv, sondern nur zusammengesetzte Worte, welche die Totalidee des Subjekts mit seinen Attributen ausdrückt. Also keine Urtheile, keine Schlüsse: alles schränkt sich bei ihm auf zusammengesetzte Ideen ein.

Das

Das wären so ungefehr die Hauptzüge des sogenannten Standes der Unschuld, den man sich — sehr unüberlegt, deucht mir — hat träumen lassen. Ein solcher Stand ist weder möglich noch wünschenswerth.

Auch hat Rousseau, der manchmal den Zusammenhang der Dinge besser, als seine Tadler, eingesehen hat, die größt mögliche Unschuld des Menschen nur in einem Stande gefunden, der nahe an das Thierische gränzt. Gesellschaft, Bildung, Eigenthum, Künste und Wissenschaften, sind von dem Gemälde, das er von der schuldlosen Menschheit entwirft, ausgeschlossen. Seine Widersacher, die ihn nicht verstanden, und meistens nur mit Spötte- reien ihn angriffen, weil Spotten leichter ist, als Begreifen; seine Widersacher warfen ihm vor, daß er den Menschen zur Thierheit her- absetzt. Sie thaten ihm Unrecht. Er will den Menschen nicht zum Thiere machen; er sagt nur, was die Gesellschaft und die Aufklä- rung gethan haben, und wie man die Thor- heiten und Laster aus der Welt verbannen könnte. Die Frage zwischen beiden Partheyen mußte heißen: Was ist für den Menschen bes- ser — Aufklärung mit Thorheiten, Lastern und Leidenschaften — oder stupide Unschuld? —

Allein auch dies ist bei dem Rousseau keine Frage mehr; er hat sie entschieden. Wenn es blos auf Ruhe und Zufriedenheit für das Leben ankommt, spricht er, so ist die stumpe Ruhe und Unschuld besser, als die stürmische Bildung. — Wir sind aber nicht blos für dies Erdenleben, sondern für die Unsterblichkeit geschaffen. — und diese erfordert Bildung; wir müssen sie um einen Theil unsrer zeitlichen Ruh erkaufen.

Das einzige, worin ich bei dieser Frage von dem Rousseau abgienge, wäre dies, daß er die Thorheiten und Laster der Menschen von den Künsten und Wissenschaften herleitet; ich aber glaube, daß die moralische Unvollkommenheit erst die Anfangsgründe zu den Künsten und Wissenschaften erzeugt, und daß beide alsdann, Aufklärung und moralisches Verderben, einander wechselseitig befördert haben.

Man denke sich nun den Menschen in dieser stupiden Unschuld, ohne Betriebsamkeit, ohne Bildung, ohne Gesellschaft, ohne Wissenschaften und Künste, fast ohne Sprache — so zufrieden und glücklich, — so klug und tugendhaft wie — ein Schaaf! wer will der Menschheit, wer will sich dieses Loos wünschen?

Hier.

Hierher gehört noch eine Stelle, welche alles Nachdenken des verständigen Lesers verdient — hier ist sie.

*) „Unter allen Leiden, welche uns die göttliche Gerechtigkeit zu unsrer Strafe aufgelegt hat, ist nur der Tod, vor welchem wir uns nicht schützen können. Wir wissen uns vor der Unfreundlichkeit der Bitterung durch Häuser und Kleider zu bewahren; durch eifrige Arbeit überwinden wir die Unfruchtbarkeit der Erde; wir verbessern durch Arzneien die Nahrungsmittel; wir wissen die wilden Thiere unter unsre Botmäßigkeit zu bringen, theils mit List, und theils mit
J 4 „Gewalt.

*) De toutes les peines que la justice divine a trouvées pour nous punir, il n'y a que la mort dont nous ne puissions nous défendre. Nous nous garantissons de l'injure des éléments par les habits et les maisons, nous vainquons la stérilité de la terre par notre travail; nous corrigeons les alimens par le secours de la médecine; nous rangeons les bêtes farouches sous notre obéissance, par l'artifice ou par la force. Souvent nous convertissons nos peines en plaisirs, et nous tirons de la misère de notre condition des avantages, que nous n'eussions pas trouvés dans l'état d'innocence. (*Senault* p. 220.)

„Gewalt. Oft verwandeln wir unser Leiden
 „in Genuß.“ — (alle unsre Bedürfnisse, d. h.
 unsre Schwachheiten, verwandeln sich durch die
 Befriedigung in Genuß) — „und wir ziehn
 „aus dem Elende unser Zustand, Vor-
 „theile, die wir im Stande der Un-
 „schuld nicht gefunden hätten.“

Also ist der Stand der Sünde für den Men-
 schen, für sein Wohl und seine Beredlung, für
 die Entwicklung seiner Kräfte, vortheilhafter,
 der Stand der Unschuld — Und dies soll Ver-
 derben heißen!

Fortsetzung.

Die Tugend beruhet einzig und allein auf
 dem moralischen Verderben.

Mancher Leser wird, wie ich vermuthe, auf
 diesem Titel, das Buch hinwerfen, und über
 Paradoxie schreien. Paradox mag der Satz seyn,
 davor kann ich nicht; er ist wahr — Hier ist
 der simple und leichte Beweis.

Wir würden doch denjenigen nicht mäßig,
 nüchtern, tugendhaft, nennen, der sich nie-
 mals betrunken hätte, entweder weil er keinen
 Wein (und anderes berauschendes Getränk)
 kennt,

kennt, oder hat; oder der einen Ekel dawider, oder doch keine Neigung dafür hätte? Nur den nennen wir nüchtern, tugendhaft, welcher Wein hat, Wein liebt, und doch mäßig ist. Also ist Tugend Mäßigung, Bemühung, Anstrengung.

Nun denke man sich das moralische Uebel weg, wo wird die Tugend bleiben? Worin wird sie bestehen, wenn der Mensch keine Leidenschaften hat, die er bekämpfen kann? Was wird die Mäßigung ohne Lüste, ohne Zorn, ohne Ungeduld?

Fürwahr die Tugend kostet Müh;
 Sie ist der Sieg der Lüste;
 Doch richte selbst: was wäre sie,
 Wenn sie nicht kämpfen müßte?

Was wäre die Tugend der Liebe, der Ver-
 söhnlichkeit, der Barmherzigkeit — wenn die
 Menschen alle gut wären, alle mit Liebe, mit
 Gerechtigkeit und Güte handelten, wenn Nie-
 mand Undank hegte? Jesus selbst sagte; So ihr
 liebet die euch lieben, was werdet ihr für Lohn
 haben? *)

Ueberall beruht die Tugend auf Prüfung,
 Schwierigkeit und Uebel. Die Gerechtigkeit

I s

wird

*) Matth. 5. 46.

wird nur alsdann eine Tugend, wenn sie gegen Eigennutz, Bestechung, Neigung zur Partheilichkeit kämpfet.

Gut — aber der Mensch würde doch mäßig, gerecht seyn ohne Tugend — er würde die seligen Früchte seiner Gradheit genießen; und zwar noch mehr schmecken, da sie ihm durch Anstrengung nicht verbittert würden.

Gerade umgekehrt. Er würde mäßig, gerecht seyn, wie das Schaaf auf der Weide, und eben so wenig als dieses seine Eigenschaften genießen. Er würde keinen Begriff davon haben. Was theuer ist, ist eben deswegen auch werth und angenehm. — Und endlich, ohne Anstrengung — wo bleibt die Veredlung der Seele, das Bewußtseyn der Anstrengung, der That?

Die höheren Tugenden gegen Andre, die Liebe des Nächsten, können nicht mehr bestehen ohne Uebel überhaupt — und ohne das moralische Uebel haben sie nichts tugendhaftes.

VI. Kapitel.

 Von dem Nutzen der Schranken unsers Erkenntnißvermögens.

So wie die Veredlung der thätigen Kräfte der Seele auf der moralischen Unvollkommenheit beruht, so beruht die Veredlung der Erkenntnißkräfte auf der Unwissenheit und Beschränkung unserer Einsichten.

Das Wissen hat allerdings seinen Nutzen und seine Vortreflichkeit — Die Unwissenheit, wenn der Mensch ihrer theilhaftig werden könnte, wäre unstreitig ein herrliches Geschenk — Angebohrne oder eingegebene Kenntniß würde dem Menschen manchen Fehltritt und manchen Irrthum, mithin manches Leiden ersparen. Alle diese Erkenntnisse aber hätten nur einen materiellen Nutzen; d. h. sie würden dem Menschen zu seinem Verhalten dienen — gewiß, ein großer Vortheil! Es giebt aber noch einen größern Nutzen des Erkennens; einen Nutzen, den ich den formellen nenne, und der in der Veredlung, Schärfung, Stärkung des Verstandes besteht. Dieser aber fällt bei der Ergebung bei angebohrnen Kenntnissen gänzlich weg. Wer nur weiß, der hat für seine Veredlung nichts gethan.

Worin

Worinn besteht denn diese Veredlung? in Thätigkeit, in der Vermehrung der Kraft — und diese findet — nicht im Wissen — sondern im Suchen statt. Ein selbst gefundener Irrthum hat für die Stärkung der Seele mehr Wirkung, als hundert erlernte Wahrheiten. Dieses Paradoxon ist nicht von mir; ich kann mich aber nicht erinnern, woher ich es habe.

Wenn also Kraft, Thätigkeit, Selbstdenken, unsere geistige Größe ausmacht, so beruht unsre Größe auf unsrer Eingeschränktheit. Diese ist die Quelle unsers Seelenadels, und unsers Genusses der Wahrheit. — Denn wenn wir auch die Allwissenheit mit uns auf die Welt brächten, so glaube ich, daß uns dieser Schatz wenig erfreuen würde — Eben so wenig, als Reichthum und Würden, die uns angebohren werden. Diese können doch nachher durch Betrachtung und Vernunftschlüsse uns einiges Vergnügen gewähren; weil wir Menschen sehen, die nicht so viel Reichthum besitzen, und so viel Ehre genießen: obgleich ein solches Vergnügen, daß man erst durch Vernunftschlüsse herausbringen und fühlen soll, sehr matt ist. Mit der angebohrnen Wissenschaft wäre es noch weit übler; wir hätten
gar

gar kein Vergnügen davon, wir könnten sie nicht als ein Glück, sondern nur als einen Zustand ansehen, weil wir unser Glück mit keinem mindern — da alle Menschen so gelehrt geböhren würden — vergleichen könnten.

In dem Suchen der Wahrheit aber ist eine reichliche und vielfache Quelle von beseligendem Gefühle.

Einmal, das Suchen selbst; es ist Thätigkeit, und Thätigkeit — nach dem Maaße der Kräfte — ist Vergnügen.

Zweitens wie angenehm, wie beseligend ist das Finden einer Wahrheit, und sollte es nur eine Wahrscheinlichkeit seyn! Wenn plötzlich, nach langem Bestreben, die Wahrheit sich zeigt, dann ist einem, als wenn man aus der Finsterniß in ein angenehmes Licht tritt; oder so, als wenn man vom Himmel erleuchtet würde. Wie gern nun, mit welchem innigen Vergnügen, überschaut man die Reihe der Ideen, welche mit der neugefundenen zusammenhängen! Mit welcher Wonne verfolgt man diese neue Idee in allen ihren Zweigen, in allen Anwendungen, die man davon auf schon bekannte, aber dunkle und bisher räthselhafte, Objecte machen kann! Wer beständig

dig im Sonnenschein lebt, fühlt nichts — Der nur genießt die Pracht des Himmels, der lange unter einer düstern Wolke, oder in einer finstern Höhle, sich nach Licht gesehnt hat.

Und dann endlich der Gedanke: Ich habe es gefunden! Ich habe es heraus gebracht! Durch meine Thätigkeit, durch meinen Fleiß, durch meine Kraft genieße ich die Erleuchtung und besitze die Wahrheit!

Nun nehme man dem Menschen seine angebohrne Unwissenheit; man lasse ihn alle Wahrheiten mit in die Welt bringen, oder vom Himmel erleuchtet werden, ohne Mühe und Arbeit — so geht alle seine Seligkeit, die er in der Untersuchung der Wahrheit finden kann, gänzlich, unwiederbringlich verloren. Wollt ihr das, ihr Denker und Finder der Wahrheit?

Murre nicht, o Mensch! wider deinen Schöpfer, wenn dessen Einrichtungen dir dunkel sind, und dir manchmal Mühe und Arbeit, auch wohl zuweilen einiges Leiden bringen. Er, der Vater, hat es mit dir gut gemeint, und Er versteht es besser, als du. Laß Ihn regieren, Er wird alles wohl machen. Spühre du indessen seinen Wegen nach — es wird dir
nicht

nicht selten glücken, den Ausgang derselben zu finden; und dann wirst du die Weisheit und Güte dessen preisen, der, wenn er auch selbst im Dunkeln wohnt, dennoch Licht um sich her verbreitet hat; so daß, wenn du Ihn nicht findest, die Schuld nur daran liegt, daß du Ihn nicht suchest.

VII Kapitel.

Von der Unerfättlichkeit der Begierden, und Unmäßigkeit der Leidenschaften.

Ich fange dieses Kapitel mit Anführung einiger sehr merkwürdigen Stellen aus dem Senault an. Dieses Werk, wovon man eine deutsche Uebersetzung hat, unter dem Titel: Von dem Gebrauch der Affekten, verdient aus der Vergessenheit, in welche es gefallen ist, gerissen zu werden.

„Die weltliche Philosophie, indem sie uns
„von so vielem Ungemach, das aus den Be-
„gierden fließt, zu befreien sucht, giebt uns
„einen Rath, der uns in Verzweiflung stür-
„zen mögte. Denn ohne unsre Seele zu bes-
„sern, gebietet sie uns, unsre Begierden zu
„mäßigen — Sie glaubt einen Götterspruch
„gethan zu haben, wenn sie aus dem Munde
„eines

„eines Seneka spricht; Wer seine Begierden
 „eingeschränkt hat, ist glücklich, wie Jupiter;
 „und daß man, ohne seinen Reichthum und sei-
 „nen Genuß zu vermehren, nur seine Begierden
 „mäßigen darf, um zu einer dauerhaften Zufrie-
 „denheit zu gelangen. Allein, diese Philosophie
 „betrügt uns nur, indem sie uns schmeichelt. —
 „Sie verheißt uns eine eingebildete Glückseligkeit,
 „und benimmt uns die Mittel, eine
 „wahre Glückseligkeit zu erwerben.
 „Sie läßt uns die Neigung, welche uns die Na-
 „tur für das höchste Gut eingestößt hat, und ver-
 „bietet uns, solches zu suchen; sie macht uns
 „arm, und verlangt, daß wir es nicht fühlen
 „sollen.“ *)

„Lasset

*) La Philosophie profane desirant remédier à tant de maux, que cause le desir, nous donne un conseil, qui nous met au désespoir. Car sans réformer notre ame, elle veut, que nous modérions nos desirs — — Elle pense avoir prononcé un oracle, en disant par la bouche de Sénèque: que celui qui a borné ses desirs est aussi content que Jupiter, (Qui desiderium suum clausit, cum Jove de felicitate contendit.) et que sans accroître nos richesses ni augmenter nos plaisirs, il ne faut que diminuer nos souhaits pour rouver un solide contentement.

Mais

*) „Lasset uns aus unserm Elende diesen Nutzen ziehen: wir wollen uns freuen, daß uns die Natur unersättliche Begierden gegeben hat; denn solche Begierden sind Flügel, welche uns zu Gott erheben, und Bande, die uns mit ihm verbinden.“

Der Verfasser meint, daß uns unsre Begierden zu Gott erheben, weil sie unersättlich sind, und mit keinem endlichen Gute befriedigt werden können.

So sagt er: **) „Ein erschaffnes Gut, so vortreflich es immer seyn mag, erweitert
nur

Mais certes, cette philosophie nous trompe en nous flattant, et en nous promettant un bonheur imaginaire, elle nous ôte le moyen d'en acquérir un véritable. Elle nous laisse avec l'inclination que la nature nous a donnée pour le souverain bien, et elle ne nous permet pas de le rechercher; elle veut que nous soyons pauvres et que nous ne le sentions pas. *Senault, Usage des Passions*, p. 312.

*) Tirons cet avantage de notre misère (de l'immensité de nos desirs) et réjouissons nous, que la nature nous ait donné tant de desirs, puisqu'ils sont des ailes, qui nous élèvent à Dieu, et des chaines, qui nous attachent à lui. (*ibid.*)

**) Une bonté créée, pour rare, qu'elle puisse être, ne fait que dilater notre coeur pour le rendre capable d'une plus excellente (*ibid.* p. 302.)

3ter Band.

R

„nur immer unser Herz; und diese Erweiterung
„macht das Herz eines höheren Gutes fähig.“

Die Unbeschränktheit unsrer Begierden ist also
eine vortrefliche Sache. Und an einem andern
Orte:

*) „Die Begierden erweitern unsre Seele,
„und machen uns der Glückseligkeit empfänglich,
„nach welcher wir streben: sie dehnen unser Herz
„aus, und bereiten uns zu der Seligkeit, die sie
„uns vorbehalten.“

Waren Bedürfnisse und Begierden nöthig,
um den Menschen in Thätigkeit zu setzen, und
die erste Grundlage zu seiner Entwicklung zu
legen; so ist die Unerfättlichkeit der Begier-
den auch nöthig, wenn er in der Veredlung
nimmermehr stehen bleiben, sondern immer
fortschreiten soll. Wenn es wahr ist, daß in
dem jetzigen Zustande die Begierden und Lei-
denschaften seine stärksten Triebfedern sind; so
folgt daraus, daß, wenn diese Begierden und
Leiden

**) Cette passion (le desir) dilate notre ame et
nous rend capables du bien après le quel elle
nous fait soupirer; elle étend notre coeur et
nous prépare à recevoir la félicité, qu' elle nous
procure. (ibid. 323)

Leidenschaften beschränkt wären, der Mensch schläfrig, unthätig bleiben, oder doch sehr langsam fortgehen müßte, sobald er seine Gränzen erreicht haben und die Triebfedern ihre Kraft verlohren haben würden.

Die Begierden und Leidenschaften müssen also zu der Vereblung des Menschen einen Charakter von unbestimmbarer Ausdehnung haben.

Diese unbestimmbare Ausdehnung ist es eben, welche die Begierden und Leidenschaften zu eigentlichen Uebel machen. Folglich ist das moralische Uebel eine vortrefliche Einrichtung Gottes, um den Menschen immer höher zu heben, immer vollkommner zu machen.

Nun will ich von einigen moralischen Unvollkommenheiten insbesondre handeln.

VIII. Kapitel.

Vom Eitelsinn.

Nichts scheint den Menschen mehr zu verkleinern und mehr zu Irrungen zu verleiten, als der Eitelsinn.

Ich nenne Eitelsinn überhaupt die Schätzung der Dinge über ihren Werth für unsre Glück.

Glückseligkeit, nach den Gesetzen der simplen Natur.

So nennt man Eitelsinn, oder Eitelkeit, die Liebe zu Zierrathen, welche gar kein Naturbedürfniß befriedigen, die weder zur Erhaltung noch zur Bequemlichkeit des Lebens dienen.

Es wäre leicht, alle moralische Vergehungen aus dem Eitelsinn herzuleiten — Denn jedes moralische Vergehen setzt ein unrichtiges Urtheil von dem Werth der Dinge voraus. Dieses unrichtige Urtheil aber macht das Wesen des Eitelsinns aus.

Ehe wir aber über diesen Fehler ein Endurtheil ergehen lassen, müssen wir bedenken, daß die Natur selbst den Menschen dazu verleitet. Wie geschieht das?

Die Natur, d. h. der Schöpfer, bietet uns manches dar, das für uns, zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit des Lebens gar keinen Nutzen hat, und doch mit Schönheit und Pracht begabt ist. Ja der ganze Plan der Schöpfung um uns her scheint darnach angelegt zu seyn. Das Korn, der Winstock, die edelsten Produkte der Erde, wenn der Nutzen für uns den Adel, die Vortreflichkeit ausmacht.

macht. — Das Korn, sage ich, und der Weinstock entbehren fast alle Zierde der andern Gewächse. Ersteres hat nicht einmal das angenehme Laub des weit geringeren Grases. Der Weinstock hat keinen Stamm; schwache, unansehnliche, kriechende Zweige sind die Stütze der herrlichsten Frucht. Blumen haben beide Pflanzen nicht; ihre Blüte ist ohne Farbe und Gestalt. Unnütze Gräser hingegen prangen mit glänzenden Blumen — die Nessel blüht unvergleichlich schöner, als der Weinstock. Die prächtige Tulpe, die sanfte Rose, und tausend andre Blumen tragen bei aller ihrer Schönheit keine Frucht. Sie sind prächtig und unnütz. Die Linde, die wilde Castanie — lauter Bäume, deren Werth — (wenigstens in Vergleichung mit vielen andern) — wir noch nicht finden können, prangen mit einem schönen Wuchs, und edelgestalteten Blumen. Der Apfelbaum ist ein Krüppel, den man in einen Winkel verweisen muß, wenn er den Lustgarten nicht verunstalten soll. Bei den Thieren ist es fast einerlei. Wenn das brauchbare Pferd schön ist, so ist der furchtbare Löwe, der schreckliche Tiger, noch schöner; der Ochs und das Schaaf, die nützlichsten Thiere, sind weit unter jenen edlen Gestalten. Ueberall scheint der Schöpfer das Nützliche mit wenig

Reizen, und das Unnütze mit der größten Schönheit versehen zu haben. Könnte Erß nicht anders machen? Das dünkte ich doch — Wäre es denn unmöglich, daß der Weinstock eine Blume hätte, wie die Tulpe? Die Unmöglichkeit ist wenigstens nicht abzusehen. War diese Einrichtung aber nicht nothwendig, so müssen Absichten dabei stattfinden. Welche sind nun diese Absichten?

Vielleicht wollte der Schöpfer seine Menschen dadurch solide Urtheile und Bescheidenheit lehren. Der Mensch sollte Realität vom Scheine unterscheiden, die glanzlose Vortreflichkeit schätzen, den leeren Schimmer verachten — dem bescheidenen Weinstock ähnlich zu werden trachten, Früchte tragen, ohne den Schimmer zu suchen — u. dergl. mehr.

Sehr gut — in einer Predigt über die Demuth würde sich diese Betrachtung nicht übel annehmen, und möchte manches Herz bewegen. Ist sie aber so gründlich, als scheinbar und rührend? Ich zweifle.

Denn; 1) Ist diese Betrachtung gewiß nicht das Resultat des ersten Anblicks — sie ist viel zu fein, zu sehr entfernt; sie setzt manches voraus. Der Mensch kann erst nach langen Vorbereitungen dahin kommen.

2) Konns

2) Könnten die leeren Schönheiten nur wegbleiben, so würde der Mensch keine Veranlassung gehabt haben, eiteln Glanz zu schätzen. Da war es dann nicht nöthig, ihn glanzloses Verdienst schätzen zu lehren; denn er hätte immer nur auf Nutzen, nie auf Glanz gesehen.

Man könnte, deucht mir, annehmen, daß die erste Wirkung eines Dinges allemal die Hauptabsicht des Schöpfers bei der Bildung dieses Dinges gewesen ist. Der Mensch ist lange sinnlich, ehe er sich zu höhern Betrachtungen erhebt. Welche ist nun aber die erste Wirkung, der sinnliche Eindruck jener nutzenlosen Schönheiten?

Gewiß, daß sie den Sinnen gefallen, daß der Mensch sie suche, sie schätze. Hätte dabei der Schöpfer eine andre, eine entgegengesetzte Absicht gehabt, wahrlich Er hätte seine Absicht meistens verfehlt.

Also war die moralische Absicht des Schöpfers, daß der Mensch nutzenlose Dinge schätzen lernen sollte.

Die Schätzung nutzenloser Gegenstände der Sinne ist Eitelsinn; also verleitet uns die Natur selbst zum Eitelsinn.

Wozu aber das? Mir deucht, ich sehe darin eine bewundernswürdige Absicht.

Wenn der Mensch nichts als das Nützliche zu schätzen wüßte, wäre vorerst seine Einsicht und der Kreis seiner Gefühle sehr eingeschränkt. Man nehme aus unsrer Sphäre alles, was eigentlich nicht nützet, und man sehe, wie viel uns übrig bleiben wird. Wir fallen unter den Neger herab, denn der Neger ziert sich noch mit Muscheln und Ringen und Glascorallen — Der Lappe und der Feuerländer möchten unsre Muster seyn.

Zweitens würden wir durch diesen soliden Sinn uns auf die bloßen Leibesbedürfnisse einschränken. Denn wenn wir nur das Natürliche schätzen, wenn wir nicht darüber wegsehen, so bleiben wir gerade bei den physischen Bedürfnissen stehen; es kann keine Neugierde stattfinden, welche uns höhere Kenntnisse zu Bedürfnissen macht. Mit dieser soliden Philosophie also — wenn sie verfangen wollte — würden wir gerade zu bloß thierisch sinnlichen Geschöpfen herabsinken. Sie wird aber nicht verfangen; dafür hat der Schöpfer gesorgt.

Der Mensch sollte zur Geistigkeit erhoben, von den Sinnen abgezogen werden — er sollte
sich

sich nicht bloß auf seinen sinnlichen Nutzen einschränken, sondern höhere Vortreflichkeit schätzen lernen — Er ist aber vorerst bloß sinnlich — er müßte also, durch die Sinne, von den Sinnen abgezogen werden: edlere Sinne müßten ihn über die gröbern erheben. Es war also nöthig, daß er etwas anders, als das bloße Nützliche schätzen lernte; er mußte auch nutzenlose Schönheiten vor Augen haben, solche fühlen, lieben, suchen.

Von jeher hat der Mensch den Plan der Schöpfung, nach seiner eignen Schwachheit, nach den unbesonnenen Wünschen seiner Bequemlichkeit, beurtheilt, und diese Wünsche zu Gesetzen der Schöpfung und zu Glaubensartikeln erhoben. — So ist auch seine Moral entstanden. Die Schwachheiten seines Nebenmenschen standen ihm im Wege, er verdammt sie, glaubte und lehrte, daß solche Unvollkommenheiten Gott eben so misfällig seyn müßten, als sie ihm selbst waren; nun konnte er sich in den Plan Gottes nicht finden, alles war ihm dunkel und verworren, weil er nicht suchte, was darin ist; sondern das finden wollte, was er hineingedichtet hat.

Jener Eitelsinn, die Wurzel der Eitelkeit und vieler Irrungen des Menschen, ist also

eine Stufe zu einer höheren Vollkommenheit. Auf dieser Stufe steigt der Mensch zu der Geisligkeit, zu der moralischen Vortreflichkeit hinauf.

Und diese haben wir so sehr getadelt! — Es ist uns, wie dem Hirsch in der Fabel, ergangen. Wir haben manches gepriesen, was uns nachtheilig seyn würde, und manches getadelt, das uns die vortreflichsten Dienste leistet.

Die Eitelkeit, oder hienigstens doch die Grundlage der Eitelkeit, die Ehrsucht und die Ehrliebe, sind die Quellen der mehrsten, grossen und schönen Handlungen. Man wird sagen, daß dies ein Fehler ist, — kann seyn — der Fehler aber ist sehr heilsam. — Es wäre besser, aus dem Gefühl eigener Vollkommenheit, und der Vortreflichkeit der Tugend, zu handeln! Vielleicht.

Denn einmal — wenn vortrefliche Thaten nur geschehen, so wollen wir nicht so genau auf die Triebfedern sehen, wodurch sie erzeugt werden. Es wird doch immer ein Interesse zum Grunde liegen, welches es auch ist.

Zweitens — wenn der Mensch, nach der Lehre eines strengen Stoicismus, nur auf seine eigene Bervollkommnung, und auf die innre Vortreflichkeit der Tugend sehen; oder wenn wir,
nach

nach dem Mönchsbegriff von der Demuth, alles Gefühl von Ehrliche ersticken wollen — gesetzt auch, daß wir eben so viel Gutes wirken, als wir sonst aus Ehrgefühl immer thun könnten; gesetzt, wir strengten alle Kräfte an — was doch immer sehr zweifelhaft bleibt — was wäre dabei gewonnen? Allerdings hätten wir uns immer einer mächtigen Triebfeder beraubt; wir hätten eine angenehme Belohnung unserer Anstrengung verlohren. Und, es ist kein bewährtes Mittel, besser zu werden, wenn man sich die Kräfte und Reize zum Guten nimmt. Ein Gut, ein unschätzbares Gut, würde unfehlbar dadurch vernichtet.

Auf der Verbindung der Menschen mit einander beruht ihre Menschheit, ihre Vervollkommnung. Die Menschen können also nie zu eng und zu fest mit einander verbunden werden. Jedes Band also, welches sie verbindet und von einander abhängig macht, ist ein wünschenswerthes Gut, ein Mittel zu ihrer Vervollkommnung. Nun aber ist die Ehrliche, oder, wenn man will, die Eitelkeit wahrhaftig keines von den schwächsten Bänden der Menschheit. Fast alle andre Begierden der Menschen können ohne fremde Hülfe, oder doch durch die Hülfe weniger Menschen befriedigt werden.

Die

Die Ehrliche allein lebt nur in der Gesellschaft, in großen Verbindungen. Sie allein fesselt den Menschen an die ganze Menschheit. Dem Ehrlichen ist also die Menschheit von größerm Werthe, als dem, der sich in seine Tugend einhüllt. Sie ist ihm Bedürfnis.

So erweitert der Ehrgeiz das Herz, und mit ihm den Geist — und, wahrlich! was die Seele erweitert ist kein Grundübel.

Man denke sich die Ehrliche weg, die menschliche Gesellschaft aber mit ihren Bedürfnissen, und die Menschen mit ihren übrigen Leidenschaften, wie sie jetzt sind. Hier muß ein Mann aus dem Schooß seiner Familie, aus den Armen seiner jungen Geliebten, aus dem Cirkel seiner heranwachsenden Kinder, seiner Freunde, sich reißen; dem Genuß des Lebens, der Ruhe des Reichthums entsagen — Sein Fürst oder sein Vaterland fodern ihn dazu auf; er soll zu ihrer Vertheidigung in die Gefahren des Krieges eilen; Gesundheit, Glieder und Leben nicht achten; oder er soll eine beschwerliche Reise unternehmen. — Dort arbeitet ein Anderer an der Aufklärung seiner Mitbürger, und opfert den Wissenschaften sein Vergnügen, seine Gesundheit, sein längeres Leben auf — Fernerhin entwirft ein dritter Gesetze, macht
Plane

Plane zum Wohl der Menschheit, oder sitzt auf dem Richterstuhl, um Gerechtigkeit zu handhaben, Ruhe und Friede unter den Bürgern zu erhalten — Noch ein Andern sorgt für die Armut, er sucht Hülfe und verwendet sie — Hier eilt ein Arzt von einem Siechbette zum andern, überall ist er von widrigen Gegenständen umgeben — Nehmet diesen allen den Ehrtrieb — die Eitelkeit, wenn ihr wollt — womit wollt ihr sie antreiben —? Womit wollt ihr sie für ihre Mühe, für die Opfer, die sie bringen, belohnen?

Wollt ihr etwa sagen, sie hätten ihren Lohn, sie würden bezahlt? — Ihr Lieben! — wißt ihr nicht, daß man diesen Lohn durch allerlei Mittel und Wege, auch ohne Mühe und Verdienst, erschleichen kann? Wenns nur ums Brod zu thun ist; o da kann man nur den Schein annehmen, thätig thun, und müßig seyn. In den mehrsten Fällen wird die Zeit bezahlt, die schlechte Arbeit ohngefähr so, wie die gute, belohnt. Deinem Arzte mußt du das Honorarium geben, wenn er dich zum Krüppel oder zu Tode kurirt, eben so gut, als wenn er dich gesund macht. In allen Gewerben gibt es einen Kunstgriff, Belohnungen zu erhalten, ohne sie zu verdienen.

Und

Und womit willst du einen Schwerin belohnen, der auf dem Schlachtfelde liegen bleibt? Womit — mit welcher Summe einen Heinrich von Preußen, einen Ferdinand von Braunschweig —? Sie konnten ruhig leben; sie hatten der Genüsse viel, des Goldes genug. Statt bei ihren eifrigen Diensten zu gewinnen, legten sie von dem ihrigen zu, um ihren Dienst recht zu thun. Aus welchen Schätzen wird der Staat alle die Männer belohnen, deren Dienste er bedarf? Strenger Sittenrichter! sieh dich vor — um ein Uebel auszurotten, möchtest du alles verderben! Eifer, Treue, Aufopferungen, lassen sich nicht mit Geld erkaufen — Und wären sie feil, so würde in allen Minen Porus nicht Gold genug für die Bedürfnisse eines mäßigen Staates seyn. Dank sey es dem Schöpfer, daß er dem Menschen ein ehrliebendes Herz gegeben! Die Quelle der Belohnungen — denn Belohnungen muß es doch geben — versteigt nie; es werden Thaten gethan, die das knechtische Gold nie erzeugen könnte.

„Laß Menschenliebe die Stelle des zweideutigen Ehrgeizes vertreten!„ O ja, das wünschte ich auch. Die Menschenliebe könnte eben solche Thaten thun; und sie wäre weit
reiner,

reiner, weit edler. Allein — so weit wird vielleicht die Menschheit in der Tugend einst kommen; für jetzt ist sie dahin noch nicht — Könnte sie es seyn? Das ist eine andre Frage, die wir wohl nicht ausmachen können. Wir müssen den Menschen nehmen, wie er ist, und nicht, wie wir ihn etwa in frommen Träumen wünschen möchten.

Es ist zu bemerken, daß die Ehrliche von, Neuhoolland bis zu den Samojuden, und von Japan bis zu Californien herrscht. Ueberall sind die Aeußerungen derselben verschieden, aber der Trieb ist derselbe. Ein so allgemeines Gefühl gehört zu dem Wesen des Menschen; und was zum Wesen des Menschen gehört, das ist Gottes unmittelbares Werk —; und Gottes Werke sind gut.

Laß also immerhin den Ehrtrieb ein Fehler seyn — so thut dieser Fehler die vortreflichsten Dienste.

*) „Es ist mit den Königen und Ministern (sagt, wenn ich mich nicht irre, Voltaire) nicht

*) Il n'en est pas des Rois et des Ministres comme des femmes, dont on dit, que celles, dont on parle le moins, sont les meilleures. Il faut qu' un prince, qu' un premier Ministre aime l'eclat

„nicht so, wie mit dem weiblichen Geschlechte
 „beschaffen. Von diesem sagt man, das Weib
 „ist das beste, wovon man am wenigstens
 „spricht. Ein Fürst aber, und ein erster
 „Minister, müssen die Ehre und den Ruhm lie-
 „ben. Gewisse Leute sprechen, die Ehrliche sey
 „ein moralischer Fehler; der Fürst aber, der
 „diesen Fehler nicht hat, wird nimmermehr
 „etwas Großes thun.“ Das ist von meh-
 reren Menschen wahr.

Und Haller — er spricht:

Der Staaten schlechtesten, ist der von eiteln
 Weisen.

Jetzt findet jede Pflicht ihr eigen Maas Ver-
 stand.

Muß ich sagen, daß das Wort eiteln, heißt:
 lauter, und nicht, voller Eitelkeit? Mancher
 Leser möchte es unrecht verstehen.

*) „In einer Insel voll von lauter voll-
 kommenen Stoikern, sagt Maupertuis, ver-
 kennt

l'eclat et la gloire. Certaines gens disent, que
 c'est un défaut en morale; mais s'il n'a pas ce
 défaut, il ne fera jamais rien de grand.

*) Dans une ile remplie de parfaits stoiciens
 chaque Philosophe, ignorant les douceurs de la
 confiance et de l'amitié, ne pense qu'à se fe-
 questrer

„kennt jeder Philosoph die Annehmlichkeit der
 „Vertraulichkeit und der Freundschaft, und ist
 „nur darauf bedacht, sich von den andern Men-
 „schen zu trennen. Er hat berechnet, was er
 „von ihnen zu erwarten hat, die Vortheile, die
 „sie ihm gewähren, und den Schaden, den sie
 „ihm thun können: und nun hat er alle Ge-
 „meinschaft mit ihnen aufgehoben. Als ein neuer
 „Diogenes, setzt er seine Vollkommenheit da-
 „rin, ein engeres Fäß als sein Nachbar zu be-
 „wohnen.“

Noch von einer andern Seite verdient der
 Ehrtrieb betrachtet zu werden. Er mag so
 eitel seyn als er will, so gewährt er doch dem
 Menschen manchen Genuß. Laß diesen Ge-
 nuß auch eitel, auch eine Chimäre seyn; ge-
 nug, er ist ein Genuß, und der Mensch em-
 pfindet ihn mit eben dem Wohlgefallen, als
 wenn er der Solideste von der Welt wäre.
 Ich weiß nicht, welche mürrische Moral dem
 Menschen seine mehrsten Vergnügungen ab-

schnei-

questrer des autres hommes. Il a calculé ce
 qu'il en pouvoit attendre, les avantages, qu'ils
 pourroient lui procurer, et les torts, qu'ils
 pourroient lui faire; et a rompu tout commerce
 avec eux. Nouveau Diogène il fait consister sa
 perfection à occuper un tonneau plus étroit que
 celui de son voisin!

schneiden will; ich weiß nicht, warum sie manches für leer und eitel erklären, weil man es nicht mit Händen greifen kann, als wenn der Mensch keine andre Sinne hätte, als das Gefühl! Ich kann nicht begreifen, was man dabei gewinnt, wenn man ein Vergnügen, sollte es auch eine bloße angenehme Täuschung seyn, wegraisonnirt und weggescholten hat. Offenbar wird dadurch nur der Kreis der menschlichen Genüsse geschmälert. Man lasse ihm doch, was er hat; lieber sollte man ihm noch mehr zu geben trachten.

Wird etwa der Mensch edler, glücklicher seyn, wenn ihn nichts mehr befriedigt, als was er in den Mund oder in den Kasten stecken kann? Ich dünkte die Vergnügungen, selbst der Phantasie, wären doch noch edler, als die Vergnügungen des Gaumens. Ein schönes Bild, ein künstliches Gewebe hat doch mehr innern, mehr moralischen Werth, als das beste Gericht und der köstlichste Wein. Jene sind dauerhafter, gewähren ein längeres Vergnügen; sie sind Beweise der menschlichen Größe und Kunst, sie können durch die Bildung meines Geschmacks und Gefühls meine Moralität vollkommner machen.

Bin ich eitel, so suche ich einen Theil meines Glücks in dem Beifall und der Achtung
Der

der andern; ich kann aber ihre Achtung nicht wünschen, ohne sie selbst zu schätzen. Meine Eitelkeit, — daß sie mich beseligt, ungerechnet, — zwingt mich doch zu manchem Guten, zur Ordnung und Bescheidenheit, zu einem anständigen Betragen, und zu vielen schönen Thaten; sie hält mich von mancher Unschicklichkeit ab. Warum soll ich diesen nützlichen Sporn und Zügel dem Menschen abdeklamiren!

Wenn wir das alles wohl erwägen, so müssen wir gestehen, daß die Eitelkeit — alles, was man ihr je vorwerfen kann, zugestanden, — gewiß wenigstens eben so viel nützt als schadet, so viel Gutes als Böses erzeugt.

Man sehe, was Gutes in der Welt geschieht, und bemerke, wie viel die Eitelkeit Antheil daran hat. Jedermann, der nach Beifall buhlt, muß sich andern gefällig zu machen suchen, er muß ihnen Dienste leisten, er muß wenigstens den Schein gewisser Tugenden annehmen, und so handeln, als wenn er wirklich diese Tugenden hätte.

Die Eitelkeit erzeugt die Pracht. — diese ist die Mutter vieler angenehmer Künste — und die Künste veredeln den Menschen, bilden seinen

seinen Geschmak, und wirken durch diesen auf die Moralität.

Artes emolliunt mores, nec fiunt esse feros.

Daß sie vielen Menschen Brod geben, hat man schon oft gesagt; es ist die gewöhnliche Entschuldigung des Luxus.

Durch die Eitelkeit angespornt, baut der Reiche angenehme Gärten, und öfnet sie dem Publikum. Dies Vergnügen hätte man nicht; es würde kein Garten da seyn, oder er wäre verschlossen, wenn die Eitelkeit nicht wäre.

Aus Eitelkeit stiftet ein Andern eine Bibliothek; in dieser findet der Lernbegierige Hülfsmittel, welche die Seltenheit der Werke, oder seine eigne Vermögensumstände ihm versagen würde, und die er entbehren müßte, wenn die Eitelkeit nicht ihm solche reichte.

Aus Eitelkeit baut ein Dritter Hospitäler oder Schulen, oder macht andre milde Stiftungen, die für viele einen großen Nutzen haben.

Es ließen sich noch tausend Beispiele anführen von dem großen Nutzen der Eitelkeit; ich muß aufhören.

Wir müssen also ja nicht die Eitelkeit aus der Welt zu verbannen suchen. Mit ihr gieng viel Gutes verlohren.

Ehr.

Ehrliche und Eitelkeit sind immer moralische Empfindungen und Genüsse; es läßt sich also auf dieselben dasjenige anwenden, was Eberhard in seiner Apologie des Sokrates *) von den moralischen Empfindungen überhaupt sagt.

„Sollte es einige Redner, spricht der Verfasser, oder Poeten geben, die die menschliche Natur auf das bloße Körperliche herabsetzen; so müßte man ihnen zu bedenken geben, daß sie sich dadurch sehr vortreflicher Hülfsmittel ihrer Kunst berauben — — — Wie viele Agathons würden nicht in dem Grunde ihres Herzens rufen: o! die ihr mir meine besten Freuden geraubt habt, ihr kalten, grausamen Seelen! Gebt mir meinen geliebten Irrthum wieder, wenn das Irrthum seyn kann, was die Seele so glücklich macht, als ich in dem Zustande war, den ihr Schwärmeret nennt. In dem Reiche des besten, gütigsten Regierers, kann nichts Irrthum seyn, was eine Quelle so vieler Glückseligkeit und Zufriedenheit ist.“

*) 1ster Band Seite 290 ff. Edition 1776.

 Von dem Eigennuz.

Dieser, wenn man unter dem Worte Eigennuz die Begierden nach allem, was uns nützlich ist, versteht — und Annehmlichkeit, Vergnügen der Anschauung ist auch nützlich —; der Eigennuz, sage ich, ist der erste Grund alles unsers Thuns und Lassens.

Selbst die Tugendliebe muß endlich auf Nutzen zurückgeführt werden; denn, wenn die Tugend nicht Nutzen bringt — wenn sie nicht eine innre Schönheit hat, deren Anschauung uns erfreut — warum heißt sie Tugend, und wo ist ihre Vortreflichkeit? Eine tugendhafte Handlung macht uns Freude — und wenn wir sie gethan haben, erhebt sie unsre Seele — Freude aber und Erhebung der Seele ist ein Nutzen.

Der Eigennuz also ist der einzige Grundtrieb unserer Thätigkeit, oder doch wenigstens, um allen Streit zu vermeiden, die Haupttriebsfeder, die uns in Bewegung setzt. Wenn es nun aber wahr ist, daß die Thätigkeit die einzige Quelle unsers Glücks und unser Bildung ist, was Niemand läugnen wird; so muß man
 beken-

bekennen, daß der Eigennuz die Quelle vieles Gutes, ja unsers höchsten Gutes ist.

Er ist aber auch die Quelle aller Laster —! Freilich. Nehmet ihn aber weg, so wird der ganze Mensch in eine todte Masse verwandelt — Es wäre eben so gut, daß er nicht existirte. —

„Der Eigennuz mag immer bleiben, nur wäre es besser, wenn er in den Schranken der Mäßigkeit erhalten würde. An und für sich ist er gut; nur sein Uebermaß macht ihn zum Uebel.“

Besser, wenn er mäßig wäre —! Vielleicht! Man sehe, was ich von dem Stande der Unschuld und von der Unerfättlichkeit der Begierden gesagt habe.

Um nur eines zu berühren — wenn es nicht die unerfättliche Habsucht wäre, würde wohl jemals die Handlung statt gefunden haben?

Denn, um mich im Vorbeigehen darüber zu erklären, so bin ich der Meinung, — nicht, daß der Luxus und die Vekkerhaftigkeit den Handel, um sich zu befriedigen, erzeugt haben; jene Leidenschaften konnten nicht Gegen-

stände suchen, die sie nicht kannten — sondern, daß die Habsucht die Besitzer überflüssiger Dinge verleitet hat, ihren Ueberfluß bei andern anzubringen — Die Handlung hat den Luxus mit fremden Produkten erzeugt.

Also muß ich die Handlung und alle Folgen des Luxus auf die Rechnung der Habsucht bringen. Von dem Luxus habe ich im vorhergehenden Kapitel handelt.

Welche sind aber die Folgen der Handlung?

1) Verbindungen der Menschen, der entferntesten Völker mit einander. Die Erde wird zu einer großen Familie.

2) Mittheilung der Kenntnisse, der Gebräuche und Sitten, Möglichkeit der Wahl der besten, mehrentheils Milderung der Charaktere, Abschaffung der rauhen Sitten, Bildung des Verstandes, Vorbereitung der Wahrheit. — Freilich auch manchen Irrthums — Wenn man aber vieles sieht und hört, kann man prüfen und wählen.

3) Kenntniß des Menschen nach seiner Moralität. Es gehört dazu, daß man verschiedene Menschen vergleiche.

4) Kennt.

4) Kenntniß der Natur, ihrer unbestimm-
baren Mannigfaltigkeit, ihres unerschöpflichen
Reichthums.

Diese Kenntniß führt grade zur Verehrung
Gottes. Wer in Norden den Walffisch, und
in Süden das Nilpferd, den Elephanten, das
Nasehorn, die Riesenschlange, gesehen hat, der
hat von Gott schon höhere Begriffe, als derje-
nige, der weiter nichts als den Ochsen, das
Schaaf und allenfalls den Hirsch kennt. Wer
Gelegenheit gehabt hat, die Art zu bemerken,
wie Gottes Fürsorge für den Afrikaner in den
brennenden Sandwüsten, und für den Grönlän-
der mitten unter den Eisschollen und Schneeber-
gen zu sorgen weiß, der wird von Gottes Weis-
heit doch einen größern Begriff haben, als der,
welcher nichts, als sein Vaterland, kennt. Er
wird Gott inniger verehren — Er wird auch
sehen, daß Gott den Menschen weit künstlicher
und vortreflicher gebildet hat, wenn er sieht, daß
der Mensch, unter allen Himmelsstrichen, in
brennender Hitze und erstarrendem Froste leben
und zufrieden seyn kann, da kein Thier, es mag
noch so stark, noch so groß seyn, in einem an-
dern Clima, als das seinige, zu bestehen im
Stande ist.

5) Von den Künsten, welche aus der
Handlung entstanden sind, von der größern

Vollkommenheit der Rechen- und Schreibekunst, von der Vergrößerung der Manufakturen, von der Mittheilung nützlicher Produkte fremder Gegenden, will ich nicht reden; es würde mich zu weit führen. Nur eines will ich berühren, das größte und schönste, das sich denken läßt — die Schiffahrt.

Was mußten die Menschen nicht für starke Beweggründe haben, wie stark mußten nicht ihre Triebe seyn, um ihr Leben auf den Wellen in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen! Wer hätte es, ohne einen großen Lohn, unternommen, sich in das unermessliche Weltmeer zu wagen?

Illi robur et aes triplex
 Circa pectus erat, qui fragilem truci
 Commisit pelago talem
 Primus.

Man mag hier spekuliren, wie man will, man wird keinen Trieb in dem Menschen finden, der, so wie die unersättliche Begierde oder die Habsucht, im Stande gewesen wäre, den Menschen aus seiner Heimat zu reißen, und ihn auf einem zerbrechlichen Schiffe auf das wilde Meer zu schicken. Nachher, als die Schiffahrt schon eine vollendete Kunst geworden.

wor.

worden, und die Gefahr auf den Meerswogen nicht viel größer geworden war, als sie etwa in einem guten Reisewagen seyn mag, konnte die Neugierde schon einen Cook und andre Weltumsegler zu großen Unternehmen bewegen. Nachher konnte die Ahndung, die der große Geist eines Columbus von einem andern Hemisphär hatte, ihn vermögen, das große Abendtheuer zu bestehen, und Amerika zu suchen. Und wer weiß noch, wie viel die Habsucht an dem Unternehmen Antheil hatte; selbst der große Columbus, der neue Welten finden wollte, den sein thätiger Geist mächtig spornte, machte sich Bedingungen aus, für sich und seine Nachkommen, ehe er dies große Werk unternahm. Vasco de Gama, ein anderer Geist, hatte bei seiner Entdeckung des Kapts offenbar Handlungsabsichten — Gewinn war sein Zweck — Es sey aber — Vasco und Columbus und Cook mögen immer aus bloßer Neugierde ihre gefahrvollen Reisen unternommen haben — Zu ihrer Zeit aber war der Mensch schon gebildet, die Gestalt der Erde schon bekannt, die Schiffahrt schon eine Kunst; diese mußte schon erfunden seyn — und wie wäre sie erfunden worden, wenn die Habsucht nicht den Menschen ermuntert hätte?

Mußte

Musste ein großer und der Schifffahrt erfahrender Columbus — der suchen wollte, und versichert war, daß er finden würde — mußte dieser noch durch versprochene Belohnungen in seinem Vorhaben vollends bestärkt werden; was konnte man von dem rohen Menschen erwarten, der erst die Schifffahrt erfinden sollte, und nicht wußte, was er zu erwarten hätte? Was gehörte nicht dazu, um den Menschen zu bewegen, daß er auf einem gefundenen Balken reitend über einen mäßigen Fluß setzte —? Dieser erste Schritt zur Schifffahrt war allerdings ein großes Unternehmen — in allen Dingen ist der erste Schritt der größte und schwerste, ob er gleich hernach sehr unbedeutend scheint.

Nur die brennende Begierde

Auri sacra fames

konnte die Mutter der Schifffahrt seyn. Ohne den unauslöschlichen Durst nach Reichthum würden wir bis jetzt auf dem Lande geblieben seyn, und es wäre eine Frage, ob die Einwohner von Calais, England, und die Jütländer Seeland kennen würden.

Nondum (in aurea ætate) cæsa

Suis peregrinum ut viseret orbem

Mon-

Montibus in liquidas pinus descenderat
undas:

Nullaque mortales præter sua littora
norant. *)

Wöchten wir aber die Schiffahrt missen?
Von ihrem Nutzen will ich nicht sprechen, son-
dern nur von der Veredlung des Menschen
durch sie. Ist es nichts, daß der Mensch
durch sie verherrlicht, und zum Herrn über das
Meer erhoben worden ist?

Wenn man bedenkt, welche ungeheure
Lasten ein Schiff wegfährt, welche Reisen es
unternimmt, wie geschwind es solche zurückle-
gen kann — und wenn man auf die Simpli-
zität und Kleinheit der Mittel aufmerksam ist,
wodurch diese Wirkungen geschehen — wenn
man bedenkt, daß der Mensch hier Wellen und
Winde zu seinen Dienern macht — wahrlich,
man muß sich über diese Frucht der Habsucht,
der unersättlichen Begierde des Menschen, freuen,
und der Menschheit zu ihren Leidenschaften Glück
wünschen.

Die Schiffahrt hat den Seekrieg er-
zeugt — Ueberall, wo der Mensch hinkommt,
muß

*) Ovid. Metam.

muß Zwist und Streit entstehen. Sollte er einst in die Lüfte sich erheben, so würde auch in den Lüften Krieg geführt werden; und die Chimäre von feurigen Heeren und blutigen Schlachten in den Wolken würde sich realisiren. Allein kann wohl etwas größeres gedacht werden? Man denke sich von der einen Seite den Menschen in dem fabelhaften goldenen Zeitalter, oder in dem berühmten Bätika der Alten, unschuldig und kunstlos, aber träge, ungebildet, wenig größer, als das Schaaf, das er hütet, und das alle seine Bedürfnisse befriedigt — von der andern Seite aber den Menschen, wie er ist, wie er sich auf dem Kriegsschiffe zeigt — welcher ein Unterschied!

Sollte die Luftschiffahrt zur Vollkommenheit gelangen? Wäre diese Erscheinung größer, als die Schiffahrt eines Columbus? Wenigstens wäre sie neu, würde sie manche neue Verhältnisse unter die Menschen einführen. Wir müßten auf neue Einrichtungen, neue Sicherheits-, und Vertheidigungsanstalten denken — Diese Erfindung würde uns ganz aus dem gewohnten Geleis bringen, der Mensch würde lernen das Joch des Alten abschütteln, selbst denken und prüfen — Seinem Verstand würde dadurch eine ganz neue Bahn eröffnet, eine ganz neue Richtung gegeben.

Und

Und diese Erfindung ist auch ein Resultat der Leidenschaften, der Habsucht, der Ruhmbegehrde. Schon haben sich die Erfinder gezankt und entzweit — und der, welcher der Welt das kühnste Schauspiel gegeben, Blanchard, der es wagte, über das Meer durch die Lust zu setzen, — was trieb ihn an? Nach jener kühnen Reise stellte ich mir den Mann als einen Helden vor, der sein Leben wagte, um die Größe und Macht des Menschen zu bestätigen, um zween Völkern zu zeigen, was Muth und Kunst, mit einander verbunden, auszuführen vermögen. Ich freuete mich, daß Brittannien ihn mit seinen Schätzen belohnte, ihm Schiffe nachschickte, um den Mann ja zu erhalten; daß Gallien ihn auf dem Ufer erwartete, daß Calais ihn zum Bürger ernannte, und im Namen seiner Bürgerschaft bewirthete. Aber seitdem geht Blanchard herum, bietet die Proben seiner Kunst feil, wie ein elender Gaukler auf die Märkte herumzieht, um Geld zu verdienen — Er hat sich verunehrt; in meinen Augen ist er weiter nichts, als ein Gaukler vom ersten Rang, der Muth genug hat, in einem gefährlichen Possenspiele sein Leben für Geld zu wagen. Schade, daß die Größe des Muths nicht immer mit dem Adel der Seele gepaart ist! — Blanchard
ist

ist nur habfüchtig; aber seine Habsucht zeigte den Völkern, wie groß der Mensch ist, wenn er will.

X. Kapitel.

Von dem Zorne.

Das der Zorn den Menschen zu seiner Sicherheit und Vertheidigung ermuntert, ihm Muth und Kraft gibt, sich vor Angriffen und Beleidigungen zu schützen, ist bekannt; ich halte mich dabei nicht auf.

Was man aber noch, meines Wissens, nicht bemerkt hat, ist, daß der Zorn ein Stärkungsmittel bei erschlaffenden Gefühlen und ein Gegengift wider die Wollust abgibt.

Dem Jüngling schmilzt das Herz bei seinem Mädchen, er kann es nicht verlassen, er vergift Arbeit und Beruf und Zukunft — die Liebe ist sein alleiniges Gefühl — für sich, für die Menschen verlohren, lebt er nur für die Liebe; er wird der Sklave des Muthwillens eines eigensinnigen Mädchens. Welche Kraft soll ihn aus den drückenden, entnervenden Fesseln reißen? Die Vernunft? Ach, die ist zu schwach. Die Langeweile, die Sättigung —? Die geben ihm keine Kraft; sie erwek-

erwecken nicht, sie versinken ihn nur in eine träge Ruh. — Das Bedürfnis? — Es findet nicht immer statt, und dann ladet man gern Noth und Mangel auf sich, wenn man nur seiner Begierde Genüge thun kann.

Was Vernunft, Bedürfnis, Sättigung, nicht vermögen, das thut der Zorn. Das muthwillige Mädchen — vielleicht ward es muthwillig geschaffen, nur damit seine Fesseln nicht unzerstörbar würden — das muthwillige Mädchen misbraucht sein Ansehen; der Liebende wird beleidigt, er fühlt die Beleidigung, ein edler Zorn erweckt bei ihm Schaam und Unwillen, der zerbricht die Fesseln, und wird seiner wieder mächtig. Eine furchtbare Leidenschaft mußte sein Retter seyn, muß ihn zu sich bringen, der Gesellschaft und einem thätigen Leben wiedergeben.

Welche Seelen, wenn die Liebe sie kränkte, wurden nicht von den Fesseln der Liebe befreit, sie schwächeten in dem Gefühl ihrer Leiden, und vergiengen in Sehnsucht und Melancholie. Sie hatten keinen wohlthätigen Zorn, es fehlte ihnen an Kraft dazu, und so war es vergebens, daß die Umstände sie begünstigten.

Festere Seelen nutzen die Gelegenheit, und wissen sich frei zu machen.

3ter Band.

M

Manch.

Manchmal mag der Zorn gegen empfundenen Uebermuth Männer und Staaten von den Gefahren der Wollust gerettet haben. Wie oft mag der Beherrscher der Völker, der in dem Arm der Wollust einschlummerte, blos in dieser Leidenschaft seinen Muth und seine Kraft wieder gefunden haben? Wie gut ist es nicht, daß eine angebetete Geliebte übermüthig wird! Ohne diesen Fehler möchten ihre Fesseln unzerbrechlich seyn.

XI. Kapitel.

Von der Schwärmerei.

Schwärmerei ist überhaupt ein höherer Grad von einer gründlich guten Leidenschaft, Mitleiden, Menschenliebe, Religion — als der große Haufe der Menschen solche zu haben pflegt.

Sie ist ein Uebermaaß — nicht von dem Menschen zum Gegenstande — denn der Gegenstand ist immer für den Menschen so groß, als seine Wirkung auf denselben — sondern von Menschen zu Menschen — Man kann nicht sagen: Der Schwärmer ist ein Mensch, welcher die Religion mehr liebt — als sie liebenswürdig ist — denn für ihn ist sie gerade

so liebenswürdig, als er sie liebt. Man muß sagen: Der ist ein Schwärmer — welcher die Religion mehr liebt — als religiöse Menschen sie sonst zu lieben pflegen.

Man spricht aber so nicht — weil jedermann glaubt, das rechte Maas der Empfindungen nach dem Werth der Dinge getroffen zu haben. Dieser hat mehr Gefühl, als ich, also hat er zu viel, also ist er ein Schwärmer; denn ich liebe die Dinge genau nach ihrem wahren innern Werth — so denkt man, nach diesem Grundsatz werden die Bestimmungen angegeben und die Urtheile abgefaßt.

Da die Schwärmerei — obgleich nur in Vergleichung mit den Gefühlen der Menschen — übermäßig ist, so ist sie auch nothwendig schädlich, sie macht ein Mißverhältniß.

In allen Stücken ist die Schwärmerei vielleicht nur dem Schwärmer schädlich, die einzige Religionschwärmerei ausgenommen.

Ich schränke mich hier allein auf diese letztere ein.

Ich will der Schwärmerei nicht das Wort reden; sie hat in der Welt unsäglichen Schaden angerichtet, wenn sie auf unrechte Gegen-

stände geleitet worden ist. Gewiß ist sie aber nicht ohne großen Nutzen gewesen.

Oft hat man sie mit der Gleichgültigkeit in der Religion vergleichen, und nicht unterlassen, letzterer den Vorzug zu geben. Freilich wird die Gleichgültigkeit in der Religion keine Verfolgungen anstiften; es läßt sich bei ihr ganz ruhig leben; aber dabei kann auch die Seele, wenn sie nicht anders woher gereizt wird, in Unthätigkeit einschlummern und in Kalfsinn erstarren. Bei dieser Gleichgültigkeit werden alle Leidenschaften freies Spiel haben, die Wollust wird ohne Zügel seyn, und zur Ausübung schwerer Pflichten wird sich kein Reiz, kein Trieb, finden. Ihre Ruhe ist die Ruhe des Todes.

„Bayle hat sehr bündig bewiesen, sagt „Rousseau, *) daß die Schwärmerci schädlicher

*) Bayle a très bien prouvé, que le fanatisme est plus pernicieux que l'Athéisme, et cela est incontestable: mais ce qu'il n'a eu garde de dire, et qui n'est pas moins vrai, c'est que le fanatisme, quoique sanguinaire et cruel, est pourtant une passion grande et forte, qui élève le cœur de l'homme, qui lui fait mépriser la mort, qui lui

„scher ist, als der Atheismus; das ist unstreitig. Dies aber sagt er nicht, und das ist doch eben so wahr; nemlich, daß die Schwär-
M 3 „merci,

lui donne un ressort prodigieux, et qu'il ne faut que mieux diriger pour en tirer les plus sublimes vertus; au lieu que l'irreligion, et en général l'esprit raisonneur et philosophique attache à la vie, effémine, avilit les ames, concentre toutes les passions dans la bassesse de l'intérêt particulier, dans l'abjection du *moi* humain, et sappe ainsi à petit bruit les vrais fondemens de toute société; car ce que les intérêts particuliers ont de commun, est si peu de chose, qu'il ne balancera jamais ce qu'ils ont d'opposé.

Si l'Athéisme ne fait pas verser le sang des hommes, e'est moins par amour pour la paix que par indifférence pour le bien; comme que tout aille, peu importe au prétendu sage, pourvu qu'il reste en repos dans son cabinet. Ses principes ne font pas tuer les hommes: mais ils les empêchent de naître, en détruisant les mœurs qui les multiplient, en les détachant de leur espèce, en réduisant toutes leurs affection à un secret égoïsme, aussi funeste à la populations qu' à la vertu. L'indifférence philosophique ressemble à la tranquillité de la mort; elle est plus destructive, que la guerre même.

Emile, Tome III. pag. 109.

„merci, obgleich blutbegierig und grausam, den-
 „noch ein großes und starkes Gefühl ist, welches
 „das Herz erhebt, den Menschen in Stand setzt,
 „den Tod zu verachten, der Seele eine außer-
 „ordentliche Schnellkraft giebt; und daß man
 „sie nur besser lenken darf, um sie zur Quelle
 „der erhabensten Tugenden zu machen. Der
 „Kaltsinn für die Religion hingegen, und über-
 „haupt der Vernünftlersinn fesselt den Menschen
 „an das Leben, erniedrigt die Seele und macht
 „sie weibisch; er konzentriert alle Leidenschaften
 „in das niedrige Privatinteresse, in die unedle
 „Eigenschaft, und untergräbt also im Verborgenen
 „den Grund, auf welchem die menschliche Ge-
 „sellschaft beruht. Denn was das Privatinteresse
 „aller Bürger gemein hat, ist so unbedeutend,
 „daß es niemals dem bloßen Eigennutz die Wage
 „halten wird.

„Wenn der Atheismus kein Menschenblut
 „vergießt, so geschieht es nicht sowohl aus
 „Neigung zum Frieden, als vielmehr aus
 „Gleichgültigkeit gegen das Gute. Es möge
 „alles gehen, wie es wolle, was kümmerts den
 „vermeinten Weissen, wenn er nur Ruhe in
 „seinem Cabinet findet. Seine Grundsätze
 „führen nicht zum Morde, sie verhindern aber
 „Geburten, indem sie die Sitten verderben,
 „welche

„welche die Geburten begünstigen; indem sie
 „den Menschen gegen die Menschheit gleichgül-
 „tig machen, indem sie alle seine Gefühle ins
 „Geheim auf ihn selbst einschränken; und diese
 „Einschränkung ist der Bevölkerung so sehr,
 „als der Tugend, verderblich. Die vernünfs-
 „telnde Gleichgültigkeit ist der Ruhe des Staa-
 „tes unter einer despotischen Regierung äh-
 „nlich — sie ist die Ruhe des Todes, und ver-
 „heeret mehr, als der Krieg.“

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Ab-
 sicht des Schöpfers mit dem Menschen nicht bloß
 dessen Leben, sondern mit, und vielleicht haupt-
 sächlich, desselben Bildung ist.

„Da Erhaltung des Lebens, sagt Abel,*)
 „auf eine leichtere und angenehmere Art, wie
 „bei Thieren und im Anfang des Lebens wirk-
 „lich geschieht, gewirkt werden konnte, und doch
 „die Natur immer zu einem minder leichten und
 „mit so vielen Schmerzen verbundenen, aber zu-
 „gleich Geist und Herz bildenden, Weg nöthigt;
 „so ist weder Erhaltung des Lebens, noch Ver-
 „gnügen, sondern Entwicklung der Seele ihr
 „wichtigster Zwel.“

M 4

Wir

*) In seiner Einleitung zur Seelenlehre, S. 133.

Wir sehen in der That, daß die Vorsehung öfters das Vergnügen des Menschen, ja sogar die längere Dauer seines Lebens, der Entwicklung seiner Seelenkräfte aufgeopfert hat. Der Beweis davon ist fast in jedem Kapitel dieses Theiles des gegenwärtigen Werkes zu finden. Viele Anstalten Gottes fordern den Menschen zur Aufmerksamkeit auf, mit Gefahr seines Lebens und mit Verlust seiner Ruhe und Zufriedenheit.

Die Lebensmittel auf hohen Bäumen und der Mensch ohne Klauen zu klettern und ohne Flügel zu fliegen; oder in der Erde vergraben, und der Mensch ohne Krallen die Erde aufzuscharren; Gifte unter die nährenden Früchte gemischt, und der Mensch ohne Sinne, solche zu unterscheiden; Thiere sollen ihm zur Nahrung dienen — die einen im Wasser, und der Mensch kann im Wasser ihnen nicht folgen; die andern in der Luft, und der Mensch kann ihnen nicht nachfliegen; die auf der Erde sind geschwind, behend, können sich auch wohl gegen ihn wehren. Ein rauhes, kaltes oder brennendes Klima, der Mensch mit einer nackten, weichen Haut, ohne Bedeckung; überall große Wasserströme, Seen, Meere, und der Mensch kann nicht schwimmen. Furchtbare, reißende

reißende Thiere in allen Weltgegenden, und der Mensch ohne Waffen. *) Große Bedürfnisse, noch größere Begierden und wenig Kräfte — Wer sieht nicht, daß der Mensch nicht auf körperliche Kräfte angewiesen ist, daß er Verstand brauchen soll — und da der Verstand nicht von selbst kommt, ihm nicht angebohren ist, daß der Mensch sich seinen Verstand erwerben soll.

Wer kann uns nun sagen, was alles zur Erweckung, zur Entwicklung der schlafenden Vernunft des Menschen nöthig ist, was wir von den Anstalten, die der Schöpfer dazu gemacht hat, ohne den Zweck zu verfehlen, entbehren könnten.

Bei uns hat nun einmal die Menschheit schon einen hohen Grad von Cultur erreicht, auf dem ganzen Erdboden hat sie schon mehrere Fortschritte gemacht. Vielleicht möchte bei

M s uns

*) Einstens, als ich die Naturgeschichte lehrte, fragte ich meine Zöglinge, warum der Schöpfer denn wohl solche mächtige, furchtbare Thiere, als den Löwen, den Tiger, das Crocodill, das Nilpferd, den Hay geschaffen hätte? „Damit der Mensch solche überwinden lerne“, war die Antwort.

und manches entbehrlich seyn; was war aber nöthig, um den Menschen erst so weit zu bringen? Das hat man, meines Wissens, noch nicht genug beobachtet.

Allerdings gehört die Schwärmererei unter die Mittel, welche der Schöpfer brauchte, um den Menschen zu veredeln. Lange ist eine schwärmerische Religiosität der einzige Zügel und Sporn des Menschengeschlechts gewesen; sie ist in den niedrigen Classen unserer Mitbürger, der großen Erleuchtung ohnerachtet, noch immer das einzige Mittel, wodurch Sitten und Tugend erhalten werden.

Soll man denn also die Menschen schwärmen lassen, zu Schwärmern machen? Bewahre! Da die Schwärmererei blind ist, ist sie gar zu gefährlich. Man bilde den Menschen zum verständigen Wesen — nicht blinde Gefühle — Erkenntnisse, Verstand, sollen seine Führer seyn.

Bis man diesen edlen Zweck erreichen kann, lasse man die Schwärmererei eine Nothhülfe seyn, damit der Mensch nicht ganz zügellos bleibe; man gebe seinen Gefühlen eine unschädliche, eine heilsame Richtung. Man arbeite aber unablässig an seiner Aufklärung.

Was

Was ist besser, fragt man, Schwärme-
rei, oder Gleichgültigkeit? Ich antworte —
Verstand! Fehlt aber dieser, so ist mir
Schwärmerei lieber — Sie ist immer eine Hand-
habe, wobei ich den Menschen ergreifen kann.
Und wenn die Führer der Menschen nur recht-
schaffene Menschen sind, wenn sie die Schwär-
merei nicht auf unerklärbare Glaubenslehren,
nicht auf gleichgültige Ceremonien, sondern auf
Wohlthun und wahre Tugend richten, dann
mögen die Geführten immerhin schwärmen; es
kann nicht schaden. Was will man aber mit
dem Gleichgültigen anfangen, der gar keinen
Trieb hat, der sich nichts angelegen seyn läßt?

Auch der Aberglaube hat seinen Nutzen, er
ist ein mächtiger Zügel für den, der keine Ver-
nunft und kein Gefühl für Tugend und Mora-
lität hat. Es ist doch besser, daß man den
Menschen durch Vorurtheil regiere, als daß man
ihn gar nicht regieren könne.

„Die Schwachheit und das Verderben
des menschlichen Geschlechts ist so groß, sagt
„Voltaire, *) daß es ihm weit vortheilhafter ist,
von

*) Telle est la foiblesse du genre humain, et telle
sa perversité, qu'il vaut mieux sans doute pour
lui d'être subjugué par toutes les superstitions
pos-

von allem möglichen Aberglauben beherrscht
zu werden, wenn der Aberglaube nur nicht
blutgie

possibles, pourvu qu'elles ne soient point meur-
trières, que de vivre sans religion. L'homme
a toujours eu besoin d'un frein; et quoiqu'il
fut ridicule de sacrifier aux Faunes, aux Syl-
vains, aux Naiades, il étoit bien plus raison-
nable et plus utile d'adorer ces images fantasti-
ques de la Divinité, que de se livrer à l'athé-
isme.

Quand les hommes n'ont pas de notions fai-
nes de la Divinité, les idées fausses y suppléent,
comme dans les temps malheureux on trafique
avec de la mauvaise monnaie, quand on n'en
a pas de bonne. Le païen craignoit de commet-
tre un crime, de peur d'être puni par les faux
dieux. Le Malabare craint d'être puni par sa pa-
gode. Par-tout, où il y a une société établie,
une religion est nécessaire; les loix veillent sur
les crimes connus, et, la religion sur les crimes
secrets.

Mais lorsqu' une fois les hommes sont parve-
nus à embrasser une religion pure et sainte, la
superstition devient non-seulement inutile, mais
très dangereuse. On ne doit pas chercher à
nourrir de gland ceux, que Dieu daigne nourrir
de pain.

La superstition est à la religion ce que l'astro-
logie est à l'astronomie, la fille très-folle
d'uné

„blutigierig ist, — als ohne Religion zu seyn.
 „Jederzeit hat der Mensch eines Zügels bedurft.
 „Es war freilich lächerlich, den Faunen, den
 „Najaden, den Sylvanen, Opfer zu bringen;
 „es war doch aber vernünftiger und heilamer,
 „diese phantastischen Bilder der ewigen Gottheit
 „zu verehren, als ohne Gott in der Welt zu
 „leben.

„So lange die Menschen keine wahren Be-
 „griffe von der Gottheit haben, ersetzen die Vor-
 „urtheile den Mangel der Wahrheit; so wie man
 „in bedrängten Zeiten mit schlechter Münze den
 „Handel treiben muß, weil man keine gute
 „Münze hat. Der Heide scheuete sich ein Ver-
 „brechen zu begehen, aus Furcht, von seinem
 „Abgott gestraft zu werden. Der Malabare
 „fürchtet den Zorn seines Fettesches. Ueberall,
 „wo die Menschen in Gesellschaft leben, muß
 „eine Religion seyn. Die Gesetze suchen die öf-
 „fentlichen Verbrechen, und die Religion die
 „heimlichen, zu verhüten.

„Sind aber die Menschen einmal zur
 „Kenntniß und Verehrung einer wahren und
 „heiligen

d' une mère très-sage. Ces deux filles ont long-
 temps subjugué toute la terre.

Oeuvres de Voltaire. Tome 30. pag. 172. Edi-
 tion de Gotha.

„heiligen Religion gelanget, so ist der Aberglaube nicht allein überflüssig, sondern höchst schädlich; die Menschen, welchen Gott Brod gegeben hat, muß man nicht mit Eicheln speisen wollen.

„Der Aberglaube verhält sich zur Religion, wie Sterndeuterey zur Sternkunde; sie ist die höchst närrische Tochter einer weisen Mutter. Beide Töchter haben lange den Erdbreis beherrscht.“

Wenn der Philosoph und Halbphilosoph gegen Aberglaube, Vorurtheil und Religions-täuschung, schreiet; wenn er dem Volke alle Vorurtheile zu benehmen sucht; so scheint er mir sehr unbesonnen zu handeln, und zweierlei nicht zu bedenken.

1) Was wird aus dem Volke werden, wenn es die vermeinte Religionstäuschung nicht mehr hat? Nothwendig muß es einen Zügel haben, der seine Leidenschaften in den Schranken der Mäßigung erhält; nothwendig muß es einen Sporn haben, der es zu manchen beschwerlichen Pflichten antreibt. Die bürgerlichen Gesetze können nicht alles thun, nicht alles bestimmen, nicht alles verhindern; sie erstrecken sich nicht bis in die Einsamkeit, wo

der

der Hausfrieden gestört, wo der Mensch verdorben, wo sein Leib und seine Seele getödtet, wo gefährliche Anschläge gebrütet werden, wo die Ungerechtigkeit, welche alle Bande der Gesellschaft auflöst, im Finstern schleicht. Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter; und wer will Kläger seyn, wer will es auf sich nehmen, offenbare Schandthaten vor dem Richter aktenmäßig zu beweisen? Sollten die Sitten die Stelle des sogenannten Aberglaubens vertreten? Aber diese Sitten, wo sind sie? Worauf werden sie sich gründen, wenn keine Religion ist?

Religion will man wohl, aber keinen Aberglauben, keine Täuschung; wahre, erhabene Religion — Schön! Sehr schön! — Aber, hier ist wieder eine Irrung. Das ist der zweite Punkt, der wohl zu erwägen ist.

2) Das Volk hat diese wahre, erhabene Religion noch nicht — und, wenn ihr, aufgeklärte Männer! solche habet; so müßt ihr das Volk nicht nach euch beurtheilen. Dadurch, daß das Volk den Irrthum einseht, das Vorurtheil verwerfen lernt, bekommt es noch nicht wahre Religion. Gesetzt, die wahre Religion sey schon in seinem Glaubensbekenntniß enthalten, so daß dieses nur gereinigt werden

den dürfe, damit die wahre, ächte Religion in ihrer erhabenen Majestät ganz lauter zurückbliebe, wie es denn bei den Christen wirklich der Fall ist: so könnte man, meinet ihr, nur das Falsche wegnehmen, und das Gute würde bleiben, die Religion würde eine ächte, edle Religion seyn. Da irret ihr euch wieder. Freilich stekt in jedem Aberglauben die wahre Religion; aber diese wahre Religion beruht bei dem Volke auf eben den Gründen, als der Aberglaube; fällt dieser, so fällt alles. Das Volk weiß das Wahre von dem Falschen nicht zu unterscheiden. Was ist also zu thun?

Ein Großer hatte von seinen Vorfahren einen ansehnlichen Schatz von Juwelen geerbt. Nach und nach hatten sich unter die Diamanten manche schlechte Steine eingeschlichen — Der Besitzer und seine Ahnherren hatten sich um das Cabinet, worüber sie immer einen Aufseher bestellt hatten, auf welchen sie sich verließen, wenig bekümmert, und waren überall niemals Kenner gewesen. Sie hatten also von Betrügern manchmal unächte Steine für Diamanten um einen hohen Preis gekauft; einige Crystalle, womit die Kinder des Hauses gespielt hatten, waren aus Achtung für die Familie in das Cabinet gelegt worden; und einige

nige

nige Aufseher selbst hatten aus Schelmerei gute Steine gegen schlechte vertauscht, um sich auf Kosten des Schatzes zu bereichern, und doch die Zahl ihrer Steine voll zu haben: endlich hatte man auch manche schlechte in das Cabinet aufgenommen, um es zahlreich und in die Augen fallend zu machen. Dieses alles hielt der Besizer, im Vertrauen auf seine Ahnherrn und auf den Aufseher des Cabinets, für lauter ächte Juwelen. Da aber das Cabinet für Jedermann offen stand, sah es ein Kenner von Edelgesteinen; dieser entdeckte den Betrug, und meldete es dem Besizer. Der Große ließ den Aufseher kommen, fragte ihn um die Wahrheit. Aber jener mochte sie nicht wissen, oder nicht sagen wollen; er behauptete, die Steine wären alle ächt. „Bedenken Ihre Durchlaucht einmal, sagte er, ob Dero Ahnherrn, gloriwürdigen Andenkens, unächte Juwelen gekauft haben würden? welcher Aufseher des Cabinets würde sich unterstanden haben, so gute Kenner zu betriegen? Und die Aufseher selbst sind alle Kenner gewesen; sonst würden sie von so erleuchteten Fürsten nicht dazu bestellt worden seyn. Der Fürst mußte also wohl glauben, daß sein ganzer Reichthum ächt war; und es durfte ja nicht die geringste Glascoralle ausgemerzt werden.“ Der Vor-

3ter Band. N gang

gang ward bekannt, mehrere Kenner kamen — viele schwiegen, aber viele machten sich auch zur Pflicht, dem Fürsten die Augen zu öffnen — Diese wurden für Schelme gehalten, die nur suchten die Steine zu erhaschen, welche man ausmerzen würde. Endlich ward es des Geschreyes so viel, daß der Fürst endlich glauben mußte, es wäre mit seinem Schatze nicht ganz so richtig, als er es bisher geglaubt hatte. Er wollte also seine Sammlung revidiren — aber er war kein Kenner, er mußte also den Aufseher bei der Untersuchung mit zuziehen. Dieser fand jede Glasscherbe ächt. Ein Kenner wurde herbeigerufen; dieser gerieth aber mit dem Aufseher in Streit, und es wurde nichts ausgemacht. Der Fürst ward der Sache müde, und nahm sich vor, die ganze Sammlung als ein unnützes Ding wegzuworfen. Ein kluger Hofmann verhütete aber den Schaden. Er ließ den Fürsten oft ächte Juwelen sehen; ohne sich irgend eine Absicht merken zu lassen. Er machte ihn auf den Glanz, die Härte, und andre Eigenschaften der Edelgesteine aufmerksam. Dadurch ward der Fürst nach und nach ein Kenner. Nun führte ihn der Cavalier in das Cabinet; der Fürst sah, betrachtete alles, und verwarf nun selbst alles Schlechte; das Gute behielt er, weil er den Werth

Werth desselben kannte. Und so ward auf einmal das Cabinet gereinigt.

Machet das Volk durch Vorstellung der Wahrheit, durch Vorhaltung ihrer Charaktere, zu Kennern der Wahrheit — dann wird es Vorurtheil und Aberglauben ohne eure Erinnerung wegwerfen, ohne die Wahrheit zugleich zu verstoßen.

XII. Kapitel.

Von der Furcht.

Meine Absicht ist es nicht, weitläuftig zu beweisen, daß die Furcht, ob sie gleich eine Schwachheit und ein großes Uebel, ein größeres Uebel, als der Schade selbst ist, *) dennoch unsere Beschützerinn ist, und uns vor vielen Gefahren bewahrt. Das ist zum Ueberfluß bekannt.

Von dem moralischen Nutzen der Furcht will ich reden.

Sie hält den Menschen von manchem Vergehen ab — auch dabei darf ich mich gar nicht aufhalten.

N 2 Der

*) La peur est pire que le mal.

Der Fürchtende sucht Schutz, und lernt das durch den Schützenden achten, ehren und lieben; das Band der Gesellschaft wird fester geknüpft. Die Menschen werden einander näher gebracht, sie lernen ihr eignes Bedürfnis und den Werth Anderer kennen.

Der Schützende fühlt, durch sein Mitleiden und das Zutrauen des Andern gestärkt, einen neuen Muth, den er selbst nicht kennt.

Eine sonderbare Empfindung habe ich bei mir selber, mehr als einmal, bemerkt. Mir schwindelt auf Höhen, und auf schmalen Stegen über Wasser. Wenn sichs ereignet hat, daß ich an solche Orte mußte, und wenn ich in Gesellschaft mit festen Menschen war, auf die ich mich allenfalls hätte verlassen können, hatte ich keinen Muth. Wenn ich aber mit Schwächern war, die sich auf meine Hüfte verließen, da hatte ich eine Festigkeit, die ich mir, ohne es versucht zu haben, nicht zutrauen würde. Ich habe, z. B. eine Dame an den steilen Rand des Abgrundes der sogenannten Rostrappe geführt, ohne die geringste Anwandlung von Schwindel oder Furcht zu empfinden. Sonst allein, oder mit Männern, hatte ich mich niemals so weit gewagt.

Was ist das für ein Werk

Wer

Wer aufmerksam auf sein eignes Herz und auf andre Menschen, vornemlich aber auf Kinder, ist; der wird bemerken, daß die Schwachheit und Furcht Anderer uns allemal Liebe, Theilnehmung und Muth, ja selbst eine Art von Großmuth einsößt. Sobald wir fühlen, daß wir die Stütze Anderer sind, hebt sich unser Herz, und will der Ehre würdig seyn.

Freilich, wenn die Furcht des Andern bis zur Angst, zur gänzlichen Muthlosigkeit, zum Schrecken geht, dann erschüttert sie eher den Muth des Helfenden, als daß sie ihn stärken sollte. Es hat alles sein bestimmtes Maas.

Aber noch etwas wunderbarer. — Furcht ist nicht in der Liebe, sagt die Bibel; aber auch dies leidet Einschränkung. Alles was uns Ehrfurcht einsößt, gewinnt leicht unsre Liebe. Man schmiegt sich gern an den an, der Kraft und Muth besitzt. Ist's Gefühl der eignen Schwäche, die Schutz sucht, oder ist's Gefühl der Vortreflichkeit? (— denn Muth, Stärke, Festigkeit, sind Vorzüge —) das weiß ich nicht. Der Vater, der mit festem Muth und Standhaftigkeit seine Kinder in guter Zucht erhält, hat ihre Achtung und ihre Liebe — selbst die Strafen, die er ihnen auslegt, wenn sie nur nicht Laune

und Leidenschaften verrathen, erstickten die Liebe nicht. So wird der weiche Mann nicht geliebt, der alles gut heißt, als sich gefallen läßt. Die Furcht erzeugt Liebe.

Ihr gefühlvollen Jünglinge! ihr liebet, und wünscht wieder geliebt zu werden — hört meinen Rath, ich will euch sagen, wie ihr es anfangen sollt, um euren Zweck zu erreichen. — **Seid männlich!** Das schöne Geschlecht treibt Muthwillen mit dem, der dessen Muthwillen erduldet. Es lohnt seine schlaffe Gefälligkeit mit Spott — Nie wird es Achtung und wahre Liebe für den süßen Beck empfinden, der alles über sich ergehen läßt. Warum ist das Geschlecht zart und schwach? Warum affectirt es, noch schwächer zu seyn, als es ist? — Damit ihr stark seyd, stark am Körper und an der Seele. Der Schwache liebt den Schwachen nicht; was kann er von ihm erwarten? Er liebt den Starken, aus Eigennutz, oder aus Achtung. Der Starke liebt den Schwachen aus Zärtlichkeit und Großmuth.

Wenn sich das schöne Geschlecht jemals einfallen läßt, männlich, stark und fest zu seyn, dann wird es alle seine Vortheile über unser Geschlecht verlieren; dann wird nur das physische Bedürfnis noch ihm einiges Ansehn geben.

ben. Damit aber wird alles Moralische und Edle in der Liebe verschwinden. Unser Geschlecht, welches durch die Liebe so sehr veredelt werden kann, wird keine zarte Empfindung mehr haben. In der That, woher sollte Zärtlichkeit kommen, wenn der Gegenstand meiner Liebe eben so fest und mannhaft ist, als ich. Ihr Erzieher jenes Geschlechts! beherziget dieses. Störet die Verhältnisse nicht, welche der Schöpfer festgesetzt hat. Wenn meine Geliebte mit mir kämpfen kann, dann brauche ich ihrer in keinem Fall zu schonen; dann hab' ichs nicht nöthig, ihr zu helfen; dann besorge ich für sie nichts, ich lasse sie gehen — warum sollte ich bei ihr seyn?

Aber ihr Jünglinge! ihr sollt mannhaft seyn; und, leider! sehe ich euch immer weibischer werden. Großer Gott! Knaben von funfzehn Jahren mit Krämpfen, und Nervenkrankheiten! Jünglinge mit Gichten, mit bleichem Gesicht, mit asthmatischen Zufällen —! und ihr wollt lieben, und geliebt seyn? Weder euer Körper, noch euer Herz, hat zur Liebe Kraft — und eure Gestalt —? was soll denn ein Mädchen an euch lieben?*)

N 4

Wie

*) In einer muntern Gesellschaft ladete ein Mann eine Frauensperson in die Kammer ein — Sie wol-

Wie leicht ist es den Großen nicht, die Liebe des Volks zu gewinnen? Alle diejenigen, welche die Großen lieben und schätzen, und sich zu ihnen drängen, sind nicht alle eigennützig und ehrfurchtige Schmeichler, die in ihren Bezeugungen bloß ihren Nutzen, oder die Befriedigung ihrer Begierden suchen. Es gibt auch eine uneigennützigere Verehrung der Großen; und diese Verehrung, ob sie gleich von einer Art von Scheu begleitet ist, und sollte sie auch Furcht hegen, führt zur Liebe und Zuneigung. Wenn ein Großer selten erscheint, so will man ihn doch wenigstens sehen. Auch den Feind, wenn er seinen Namen berühmt gemacht hat, will man sehen; die Furcht, die er erregt, macht ihn merkwürdig; und wenn er diese Furcht nur durch einige Menschlichkeit zu mässigen weiß, so wird er geschätzt und geliebt.

Diese Achtung und Liebe würde der Heerführer nicht erhalten, der sich schlecht verhalten,

Ihr mich in die Kammer führen, und Sie huffen? war die Antwort. Diese Frau sprach, was andre denken mögen, aber aus Bescheidenheit verschweigen, wenn manche Männer sich um ihre Gunst bewerben. Wie viele Bräute könnten das sagen, wenn der Bräutigam sie in die Hochzeitskammer führt? Die Armen! sie sind beiderseits zu beklagen.

ten, und folglich wenig furchtbar gemacht hätte.

Diese Betrachtung führt mich gerade auf den eigentlichen Punkt, den ich hier abhandeln wollte, nemlich: daß die Furcht — wenn sie nicht bis zu Schrecken und Angst geht — gegen den Liebe erregen kann, der uns die Furcht einge-
stößt hat.

Folgender Vorfall hat mich auf diese Beobachtung geführt.

Einer von meinen Freunden hat eine kleine einjährige Tochter, welche überhaupt sehr scheu ist, und sich mit Unbekannten nicht familiarisirt. Das Kind sieht mich oft, oft habe ichs durch Spiel und Liebkosungen zu gewinnen gesucht; aber immer vergebens. Vor einigen Tagen saß ich bei der Mutter, die es auf dem Schooß hatte, am Tische. Das Kind ließ diesmal meine Spiele und Liebkosungen zu, es wandte sich nicht ängstlich weg, und weinte nicht. Er fing an, sich die Serviette über den Kopf zu werfen, um sich zu verstellen, und sein Spiel zu treiben; ich that nachher dasselbe, bedeckte mich; das Kind ward ängstlich, und da ich mich sogleich entdeckte, liebkosete es mich mit der Hand auf den Backen, und gab mir einen Kuß. Das hatte es

niemals gethan, und diesmal konnte es nicht aufhören.

War es Bitte um Schonung? Das glaube ich nicht. Es durfte sich ja nur wegwenden, sich der Mutter in die Arme werfen, wie es sonst gethan hatte.

Viele Erscheinungen bestätigen meine Muthmaßung, daß eine gewisse Furcht Liebe erweckt. Liebende necken sich gern:

„Was sich liebt, das neckt sich.“

Sollte man nicht glauben, daß sie ihre gegenseitige Liebe durch kleine widrige Empfindungen zu beleben suchen?

Nach einem kleinen Zwist ist die Liebe der Freunde und Liebenden allemal wärmer, als vorher.

Amantium iræ amoris redintegratio est.

sagt Terenz — es war ein Sprichwort bei den Römern und Griechen.*) Ist es die Reue bei dem Einen, und die Großmuth bei dem Andern; oder daß überhaupt das Herz rege wird, und durch dasselbe vornemlich das
Hauptge

*) V. Erasmi adagiorum Chiliadis 3. Centuriæ 1. No. 89.

Hauptgefühl desselben, dessen Gegenstand gegenwärtig ist? Das ist wohl hier nicht zu untersuchen.

Man erzählt Beispiele von Weibern unter uncultivirten Nationen, welche sich über den Kaltsinn ihrer Männer beklagen, wenn diese sie nicht schlagen. Freilich sind Schläge kein Beweis der Liebe, und für uns kein Reiz dazu — Ich glaube aber, daß man keine Spur der menschlichen Gesinnungen unbeobachtet übergehen muß.

Die Furcht für Andre, die so oft unsere Ruhe stöhrt, ist immer ein edles, großmüthiges Gefühl, welches uns für den Gegenstand derselben, und durch diesen für die ganze Menschheit interessirt. Man nehme sie weg, so gehen manche wohlthätige Gefühle verloren. Wie viele Vorkehrungen hat der Schöpfer treffen müssen, um unsere Gefühle zu wecken, und dem Menschen den Menschen wichtig zu machen! Je mehr man solches einseht, desto mehr muß man über die Weisheit des Schöpfers staunen, und sagen: Was Gott thut, das ist wohl gethan!

Von der Liebe.

Die Liebe ist freilich nicht geradezu unter die Uebel zu zählen; dennoch hat es niemals an strengen Moralisten gefehlt, die solche an und für sich verdammt haben.

Mir deucht in der Liebe den Uebergang von den physischen oder thierischen Gefühlen zu den moralischen zu sehen.

Sie hat, wie alle unsere Gefühle, ihren Ursprung in dem Körper — wer der körperlichen Liebe unfähig ist, empfindet auch keine moralische Liebe.

Die Macht des Gefühles in dem Körper erhebt den Gegenstand desselben zu einem solchen Werth, daß wir diesen relativen Werth oft als eine absolute Vortreflichkeit ansehen; daß wir, durch den Glanz dieser Vortreflichkeit geblendet, über das Anschauen derselben einen Augenblick uns selbst und unser Bedürfnis vergessen, den Gegenstand selbst, sein Wohl und das Anschauen desselben, als unsern letzten Zweck betrachten.

Durch diese Täuschung werden unsere Gefühle aus den Schranken unsers Ichs und unsers
Pri,

Privatinteresses gehoben; wir lernen äußere Gegenstände, ohne nahe Rücksicht auf uns, schätzen und lieben; und so werden unsre Gefühle moralisch.

Nur ist kein ander Gefühl, als Liebe, Mitleiden und Eitelkeit bekannt, welches uns so aus uns selbst heraushebt. Die Eitelkeit ist, an und für sich, was wir Uebel nennen; das Mitleiden gründet sich einzig und allein auf Uebel; und die Liebe ist mit dem Uebel nahe verwandt — Also gründet sich unsre ganze Moralität auf Uebel.

Unter diesen dreien Gefühlen ist die Liebe am wirksamsten. Das Mitleiden ist nur ein ersterer Reiz für unser unentwickeltes Herz, es reißt uns gewaltsam aus uns selbst, es stimmt nicht unsre ganze Seele; denn wir finden keinen Wohlgefallen daran; unsre Moralität dabei erhält nicht unsern Beifall; wir sind ungern so gut, als wir sind.

Die Eitelkeit hebt uns nicht ganz aus unserm Ich. Allerdings lehrt sie uns auf etwas anders, als auf die ersten groben Bedürfnisse, achten, und Dinge schätzen, die keine direkte Beziehung auf uns haben. Auch trifft sie nicht eigentlich das Herz.

Die

Die Liebe aber, als ein angenehmes Gefühl, erwartet nicht erst, daß ihr Gegenstand unglücklich sey; sie ergreift die ganze Seele, gibt den Vorschmack von den Belohnungen der Tugend und Moralität. Sie erfüllt das ganze Herz, und der Verstand findet in ihr nichts tadelnswürdiges, nichts, warum er sie verwerfen sollte.

Wer auf die Menschen aufmerksam ist, wird auch gewahr werden, daß die Jugend erst in den Jahren der Mannbarkeit eigentliche moralische Gefühle bekommt. Vor der Zeit der Liebe ist noch jedes Gefühl zu sehr eigensüchtig, wenn eine beschwerliche, und vielleicht schädliche, Kunst nicht gleich den Menschen in seiner Kindheit aus seinem Ich herausreißt. Alle Gefühle sind oberflächlich, sie glitschen gleichsam nur über das Herz hinweg, ohne es zu durchdringen. Daher sind die Gefühle der Kinder — ich nenne hier Kinder, alles, was jene Periode der Entwicklung nicht erreicht hat — so unbeständig, so veränderlich.

Wann die Liebe sein Herz erwärmt und gereift hat, dann gewinnt alles um den Jüngling her eine neue herrlichere Gestalt. Jeder Gegenstand drückt sich näher an sein Herz; und vor allem das Geschlecht, welches bei ihm diese Empfindungen

dungen

dungen erregt. Diese Stimmung seines Herzens belebt es zugleich für Tugend und Religion — Es ist bekannt, daß diejenigen, welche die Geschöpfe mehr lieben, auch für den Schöpfer eine höhere Liebe empfinden. Es ist bekannt, daß das reine jugendliche Herz am leichtesten für alles Schöne, Edle, für jede Tugend, entbrennt — Alte Leute, bei welchen die Gefühle der Liebe erkaltet sind, schwärmen nicht leicht; die Schwärmerei ist eine Eigenschaft der Jugend.

Hat sich nun der Jüngling einen besondern Gegenstand seiner Liebe ausersehen, so erhält dieses in seinen Augen einen übermenschlichen Werth. Seine Ergebenheit in den Willen der Geliebten gibt seinem Charakter, der bisher etwas rauh und hart war, Geschmeidigkeit. Die Begierde zu gefallen, und Gegenliebe zu gewinnen, verfeinert seine Empfindungen, macht ihn auf alle seine Tritte aufmerksam. Er lernt gefälliges Betragen, anständige Sitten.

Der Gegenstand seiner Liebe erscheint in seinen Augen, wie ein höheres, vollkommneres Wesen — Er irrt sich — aber eben dieser Irrthum lehrt ihn höhere Vollkommenheit fühlen und lieben. Das Anschauen dieses

fest edleren Gegenstandes macht ihn, vermöge der Stimmung seiner Seele und des Nachahmungstriebes, selbst zu einem edleren Menschen, ohne daß er diese Veränderung bemerkt.

In den alten Zeiten der Ritterschaft und der tiefsten Unwissenheit war die romanhafte Liebe das einzige Mittel, die rauhen Sitten zu mildern. In diesen Zeiten, deren Schilderung unsere Romanen übertrieben haben, war die Liebe ein edles Gefühl, welches den Menschen ganz umschafte.

Hat die Geliebte nur ein wenig Tugendgefühl, hat sie nur die reizende weibliche Schamhaftigkeit und Zurückhaltung — dann ist die Liebe fähig, auch den irrenden Jüngling auf die Bahn der Ehre und Tugend zurückzuführen. Sie ist der Schutzgott des reinen Jünglings, wenn er in Versuchung geräth.

Aber es muß Liebe seyn, nicht Buhlerei, nicht flatterhafte Galanterie, nicht Wollust. Die alten Romanen sind abgeschafft, man spottet der Heldenliebe — An ihre Stelle sind Witzelei und Empfindelei getreten — haben wir durch den Tausch gewonnen? Wenn der Liebende nicht in aller Geschwindigkeit zum Zweck kommt, so erschießt oder ersäuft er sich.

Wäh.

Während seiner Liebe thut er nichts, als seufzen. Freilich können solche Muster keinen großen Nutzen stiften.

XIV. Kapitel.

Von den Leidenschaften der Jugend.

Man fragt, wozu die Leidenschaften der Jugend nützen, welche so schädlich sind, und das Verderben manches Jünglings verursachen? Sie sind gerade zu der ungünstigsten Zeit am heftigsten; zu einer Zeit, wo man fast nicht ihrer Gewalt Einhalt thun kann, zwischen dem Zwange des kindischen Alters, und der reifen Vernunft des Mannes.

Wenn sie je entstehen müssen, wäre es nicht besser, daß sie in der Kindheit entstünden, wo die Aufsicht des Vaters, des Erziehers, solche unschädlich machen könnte; oder, wenn das nicht möglich ist, in dem männlichen Alter, wo der reife Verstand ihre Ausschweifungen mäßigen könnte?

Zur Beantwortung dieser Frage könnte ich folgende zurückgeben.

Warum erhöht man durch eine übelverstandene Erziehung, durch frühe Bewegung der Lei-

3ter Band.

D

den

enschaften, die Kraft derselben? Der Jüngling, der gut erzogen worden, ist so unbändig nicht.

Warum bildet man die Vernunft des angehenden Jünglings nicht früh genug, um ihm an derselben zur rechten Zeit einen Zügel seiner erwachenden Leidenschaften zu geben? Es gibt verständige Jünglinge, die sich recht gut verhalten.

Warum läßt man den Jüngling ohne Aufsicht, gerade zu der Zeit, wo er solcher am meisten bedarf? Haben denn die Rechte und Pflichten des Vaters ein Ende, so bald der Pfahm am Kinn seines Sohns keimt?

Sind diese heftigen Leidenschaften das Werk der Natur oder der Erziehung? Beider; die Natur gab die Anlage, die Erziehung entwickelte sie; diese letztere war es aber, welche die verderbliche Heftigkeit verschuldete.

Was von diesen Leidenschaften nach den bloßen Gesetzen der Natur statt finden möchte, hat seinen großen Nutzen. Wenn der angehende Jüngling iachzornig ist, so ist ihm dieser Iachzorn nöthig, um sich gegen Angriffe zu schützen. Er hat die Kräfte und die Erfahrung des Mannes noch nicht; die Hitze, mit

mit welcher er sich vertheidigt, die Anstrengung des Zorns, muß bei ihm den Mangel an Kraft und Geschicklichkeit ersetzen.

Ist der Jüngling im Stande der Natur wollüstig — was schadet seine Wollust? Sie ist Befehl der Natur, zur Erreichung der göttlichen Zwecke.

Aber im Stande der Gesellschaft, in welchem doch alle Menschen leben? — Mußte Gott seine Einrichtungen nach dem gesellschaftlichen, oder nach dem natürlichen Stande machen? Der natürliche war der erste und der hilfloseste; mithin mußte für diesen erst gesorgt werden. Sollte nun die Natur, nach den Einrichtungen der Menschen, sich sogleich verwandeln? Das hieße verlangen, daß der Stier, der in den Wäldern Hörner zu seiner Vertheidigung haben mußte, die Hörner sogleich ablegen sollte, wenn es uns einfiel, ihn in unsre Ställe zu sperren, wo er keine Waffen nöthig hat. Der Schöpfer mußte den Stier doch vorerst für den Wald versorgen; denn die Ställe sind nur lange nachher gebaut worden.

Nun aber die jugendlichen Leidenschaften in dem Stande der Gesellschaft — Allerdings haben sie auch hier ihren Nutzen.

Die Jugend lebt mehr für die Zukunft, als für die gegenwärtige Zeit. Sie möchte gern nur genießen und sich freuen, und sie soll arbeiten und zwar ohne sichtbaren Nutzen, nur um sich zu ihrem künftigen Leben zuzubereiten. Dazu hat sie keine Vorsicht, keinen Trieb. In der Kindheit ersetzt das Ansehn der Eltern und Erzieher und der Zwang das, was der Jugend fehlt. In den Jünglingsjahren aber verliert sich dieser Zwang, höhere Kräfte, und die eingeführten Sitten, entziehen die Jugend der genauen Aufsicht der Erzieher. Ihr Verstand aber ist noch nicht gebildet, sie hat noch nicht Vorsicht und Ernst von der Erfahrung gelernt.

Gerade zu der Zeit hat sie die wichtigsten und mühsamsten Vorbereitungen zu besorgen, wenn sie dereinst ein glückliches Leben führen will. Was soll den Jüngling nun anhalten, stärken, mit Kraft und Muth beleben, wenn er nicht starke Begierden und Leidenschaften hat?

Die Ehrliche ermuntert ihn aber, nun nach Ehre in dem Staate zu streben; die Liebe treibt ihn an, sich in den Stand zu setzen, derselben zu genießen. Diese Leidenschaften müssen also bei ihm stark seyn, damit sie den Jüngling

ling

ling vermögen / seine gegenwärtige Lust, seine Begierden, der Hoffnung aufzuopfern, und sich

Da jene Leidenschaften stark sind, so kann es nicht fehlen, daß ihre Verirrungen, wenn sie auf Abwege gerathen, auch stark und schädlich werden. Das einmal rege gewordene, und durch diese Leidenschaften angefeuerte, Herz kann nun auch jedes Gefühl übertreiben — Es ist einmal anders nicht möglich,

Noch eine Beobachtung wird meine Vermuthung von dem Nutzen der Leidenschaften in den Jünglingsjahren bestätigen. Dies ist nemlich, daß die Leidenschaft da am stärksten brauset, wo ihr Reiz am nothwendigsten ist.

In den sogenannten niedern Ständen der Gesellschaft, bei dem Landmann und Handwerker, wo der Jüngling sehr früh seine Vollendung erreichen und zum Ziele kommen kann; wo er folglich aber nicht viel Vorbereitung nöthig hat, wenig Opfer des Gegenwärtigen bringen darf, und wenig Muth und Anfeuerung braucht; da sind die Leidenschaften mäßig. Die Liebe ist in diesen Ständen fast weiter nichts, als physisches Bedürfniß; die Ehrliche erstreckt sich über die Erhaltung des

guten Namens und Anwendung der Beleidigungen nicht hinaus. Das Bestreben nach Brod ist nicht lebhafter, als die geringe Schwierigkeit, solches zu erhalten, groß ist. Die Triebe stehn mit der ganzen Lage in Verhältniß.

Ganz anders ist's in den höheren Ständen. Eine feinere und oft mißverständene Cultur gibt den Leidenschaften eine öfters unmäßige Kraft; daher denn auch in diesen Ständen manche Ausschweifungen, welche in den niedern Ständen nicht bekannt sind.

Aber in jenen höheren Ständen ist auch die Lage des Jünglings weit schwerer. Mehrtheils ist seine Arbeit beschwerlicher, ekelhafter; er muß manchen Verdruß von Oben ertragen; er muß sich schmiegen; dies alles bedarf der Handwerksgenosse nicht. Sein Ziel ist entfernt, lange noch wird der Jüngling im Civil- und Militärstande ihn nicht erreichen. Bei den mehresten findet die Noth nicht einmal statt; für ihre Bedürfnisse ist gesorgt, so daß, wenn nicht starke Leidenschaften, Ehrgeiz, Begierde, Liebe ic. sie in den Schranken und bei Muth erhielten, solche bald das Joch abschütteln, und auf ewig unnütze Mitglieder der Gesellschaft seyn würden. Diese bedürfen also dieser starken Leidenschaften.

Also

Also ist es nicht umsonst, daß die Jugend starke Leidenschaften hat.

XV. Kapitel.

Von dem Eigensinn.

Der Eigensinn wird von den Menschen als einer der größten Fehler angeklagt, weil die Menschen alle Eigensinn haben, und der Eigensinn des Einen immer den Eigensinn des Andern auf seinem Wege findet. Man wollte gern alle seine Projekte ausführen, darum möchte man, daß alles sich darnach fügte; was uns hindert, ist böse. Es ist hiermit, wie mit dem Stolze; er ist nur Stolzen unerträglich.

Die Festigkeit der Seele aber, welche den Eigensinn und den Starrsinn erzeugt, ist eine nothwendige Grundlage zur Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, zur Ausübung der Gerechtigkeit. Alle diese Tugenden unterscheiden sich von jenem Fehler nur dadurch, daß die Festigkeit bei ihnen von Einsicht und Wahrheit begleitet sind, und daß der Starrsinn ohne Einsicht der Wahrheit handelt. Da aber die Einsicht eigentlich keine Triebfeder ist, so beruht die Tugend hauptsächlich auf jener

Festigkeit des Charakters, welche einigermaßen eine physische Anlage des Körpers und der Seele ist.

Ohne Eigenheit ist der Mensch gar nichts — eine Gliederpuppe, welche Jedermann nach Belieben zupft, und die man Sprünge machen läßt, wie man will, die aber von selbst nicht die geringste Bewegung macht.

Ohne Festigkeit würden die Menschen niemals anders, als nach Laune und Einfalt, handeln — nach eigener oder nach fremder. Es würde kein Plan und kein Zusammenhang in ihrem Thun und Lassen, keine Einheit in ihrem Charakter seyn.

XVI. Kapitel.

Beschluß von dem moralischen Uebel.
 Also hat das moralische Uebel in der Welt seinen großen Nutzen; ohne dasselbe würde es um die Menschheit sehr mittelmäßig stehen. Man hat die Sünde lange Zeit von Adams Fall hergeleitet. — In dieser Lehre war wenig Philosophie, wenig Kenntniß des Menschen. Wenn es aber wäre, daß durch den Fall Adams die Sünde in die Welt gekommen wäre

wäre

wäre — nicht weil sie die erste, sondern weil sie die einzige Quelle alles moralischen Verderbens war — so könnte man sagen, daß der Fall Adams das größte Glück war, welches dem Menschen wiederfahren konnte.

Man hat dem Teufel jenen ersten Fall zugeschrieben — wahrlich, man hat ihm dadurch viel Ehre erzeigt. Wenn er klug war, und aus Neid den Menschen nicht zur Aehnlichkeit mit den Göttern gelangen lassen wollte, mußte er sich hüten, den Menschen zu verführen. Seine Bosheit ist ihm sehr übel gelungen; denn dadurch, daß er Sünde und Leiden in die Welt gebracht, hat er gerade das selbst gethan, worvor er sich so sehr fürchtete; er hat den Menschen zu der Weisheit und Glückseligkeit der Götter erhoben.

Weg mit solchen unweisen Lehren! Der Schöpfer wollte sein geliebtes Geschöpf zu seinem Ebenbild erheben, mit Ehre und Würde wollte er den Menschen Erönen. Der Weg zu dieser Würde war schwer, ging durch rauhe, unwegsame, krumme Pfade, wo oft Finsterniß herrschte, und Dornen den Weg versperrten. Oft weiß der Mensch nicht, wo er ist, wo er hinget, wie er aus dem Labyrinth heraus will — Aber sein Schöpfer führt

führt ihn — er darf nur immer mit Muth gehen, er wird das Ziel schon erreichen.

Ich kann diesen Abschnitt nicht besser beschließen, als mit Anführung einiger Stellen aus der Fabel der Bienen. Sie sind merkwürdig.

*) „Die ruchloseten, sagt Mandeville, thaten immer etwas fürs allgemeine Beste.“

„Ich zweifle nicht, daß viele diesen Satz als ein ganz widersinniges Paradoxon betrachten. Welchen Nutzen, wird man fragen, erhält das gemeine Wesen von den Räubern, welche die Reisenden ausplündern, und in die Häuser einbrechen?“

Darauf antwortet der Verfasser, daß die Räuber uns gelehrt haben, manches Kunstwerk zu machen — Gewiß haben sie uns gelehrt, feste Häuser zu bauen, Mauern, Riegel und Schlösser zu machen. Die Habsucht, in Verbindung mit Ungerechtigkeit, hat gelehrt, die Gründe der Rechte und ihre Schranken zu untersuchen und zu bestimmen; und so haben sie einen großen Theil der Moral und der Ge-

*) Fabel von den Bienen. 1. B. Anmerkung S.

sekunde geboren. Der Mensch aber, der Rechte kennt, gründet, bestimmt und durch Gesetze sichert, wenn er auch solche zuweilen übertritt, ist doch wohl größer und edler, als der, der keine Gesetze übertritt; weil er von keinen Gesetzen weiß, weil er keine Kraft und keinen Reiz zur Uebertretung hat.

Ist der Feuerländer denn besser, als wir? Er stiehlt nicht — nicht daß er tugendhafter wäre; nein, er hat und sieht nichts, was der Mühe des Stehlens werth sey. Er ist nicht lasterhaft, weil er kein Verbrechen begehen kann. Wer will in den Larterhorden, bei Eselsmilch, die Nüchternheit rühmen? Es gibt ja dort kein berauschendes Getränk; was Wunder, daß man keinen Betrunknen sieht?

Gerade weil nichts bei den Hottentotten und Feuerländern zu stehlen ist, wissen diese Völker nicht zu bauen, nicht ihre Wohnungen zu verschließen. Weil sie nicht lasterhaft seyn können, sind sie dumm, ungestittet.

„Der Vöbel, der wenig Einsicht und die „Verkettung der Ursachen und Wirkungen „nicht gewahr wird, kann selten mehr, als „das einzelne Ding, das er vor Augen hat, „fassen. Diejenigen aber, welche mehr „Scharf-

„Scharfsinn besitzen, wenn sie sich die Mühe
 „geben wollen, weiter hinzusehen, und auf
 „die Folge und Verbindung der Begebenheit
 „zu merken, können allenthalben das
 „Gute aus dem Bösen entstehen
 „sehen.“

*) Ueberall ist sich die menschliche Natur
 „gleich. Durchgängig bemerken wir, daß das
 „Genie, der Verstand, die Beurtheilungskraft,
 „durch Fleiß und Uebung gebildet werden. Dar-
 „aus folgt, daß die Kräfte der Seele eben so
 „gut durch die schrecklichsten Verbrechen, als durch
 „Industrie, und durch die vorzüglichste Tugend-
 „übung gebildet werden —“

Ein Unterschied ist hier zu machen. Näm-
 lich, daß die Kräfte, die eben so gut erhöht
 werden, eine schiefe Richtung bekommen.
 Uebrigens aber geht die Bildung vor sich —
 Denn man braucht zur Ausübung des Lasters
 und Begehen der Verbrechen, wenn es gelin-
 gen soll, noch mehr Feinheit, Verschlagen-
 heit und Vorsicht, als bei der Uebung der Tu-
 gend. Der Lasterhafte muß seine Ehre retten,
 wenn

*) Ibid. 2. B. S. 60. in der Abhandl. von Frei-
 schulen.

wenn er nicht das verworfenste Geschöpf ist; er muß sich verbergen, den Schein meiden, einen zufälligen Schein anzunehmen wissen. Wenn er Gehülfen braucht, muß er diese zu unterscheiden und zu seinem Zweck zu führen wissen; was wahrlich nicht leicht ist. Der Verbrecher muß sich den Augen der Menschen, und den Strafen der Obrigkeit entziehen, Mittel erfinden, Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, oder überwinden — Der Muth, die Besonnenheit, dürfen ihn keinen Augenblick verlassen. Welchen Kopf, welches Herz mußte ein Cartouche haben! Und jener — einige Räuber waren ergriffen worden. Es war zu der Zeit der Barbarei, da man noch glaubte, mit der Tortur die Wahrheit aus dem Herzen der Menschen zu reißen. Einige Räuber waren schon gefoltert worden, und hatten nichts bekant. Es spricht jemand — Dem mit der rothen Mütze muß man vornehmen — Der Anführer der Bande hatte an der Thür gehorcht, und hört diese letzten Worte. — Geschwind schleicht er sich in die Gerichtsstube, nimmt jenem behende die rothe Mütze ab, setzt sich solche auf, und läßt sich statt des Andern foltern, weil er jenem die Standhaftigkeit nicht vertraute, daß er unter den Schmerzen die Geheimnisse der Rotte verschweigen könnte.

Man

Man gebe solchem Muthe nur eine andre Richtung — wird er nicht Großmuth, Stärke der Seele, heißen?

Sollten solche Menschen, welche große Verbrechen begehen, wohl etwas anders seyn, als Menschen, die nicht an ihrem Orte sind, deren Sphäre für ihre Kräfte zu eng ist? Ich wage es nicht, darauf zu antworten; mir deucht aber, daß, wenn man solche Menschen auf ein Theater erhöhe, das ihrer würdig wäre, Heldentugenden die Stellen der Verbrechen nehmen würden; denn sie behalten doch immer gegen ihre Verbrechen einigen Widerwillen; gewiß, wenn sie ihre Kräfte an edeln Thaten versuchen dürften, würden sie die schändlichen lassen.

Wenn das ist, so kann man sagen, daß ihr Unglück das Werk des Geschickes ist, welches sie versetzt hat — Eine schicklichere Lage wird sie sogleich veredeln.

„ — Es gibt unter den Menschen keinen
 „ Stand, wo Ehrliche, Racheiferung und
 „ Ruhmbegierde nicht statt haben könnten.
 „ Ein junger Schelm, welcher seines Anklä-
 „ gers spottet, und seinem alten Richter mit Ges-
 „ schicklichkeit schmeichelt, um für unschuldig
 „ erklärt

„erklärt zu werden, wird von seines Gleichen und
 „von der ganzen Rotte bewundert. Die Schelme
 „haben eben die Leidenschaften, welche andere
 „Menschen beleben. Sie wissen einander zu schä-
 „tzen; sie haben ihre Gesetze der Ehre; sie machen
 „sich zur Pflicht, einander treu zu seyn; sie ach-
 „ten sich unter einander nach Maassgabe der Ta-
 „pferkeit, der Unerchrockenheit und der andern
 „muthigen Eigenschaften, die sie beweisen, eben
 „sowohl, als diejenigen, welche ein ehrenvolles
 „Gewerbe treiben. Bei kühnen Unternehmen
 „feuert die Eitelkeit den Beutelschneider nicht we-
 „niger an, als die Ehrliche den Soldaten, der
 „für das Vaterland streitet.

*) „Jederzeit haben sich die Menschen be-
 „streift, neue Mittel zur Befriedigung ihrer
 „Begierden zu suchen und zu erfinden, und
 „aus ihren Schwachheiten den bestmöglichen
 „Vortheil zu ziehen. Woher haben wir die
 „ersten Anfangsgründe der Baukunst bekom-
 „men? Wodurch sind die Malerei- und Bild-
 „hauerkunst zu dem Grad der Vollkommenheit
 „gelangt, auf welchen sie seit mehreren Jahr-
 „hundertern erhoben worden sind? Wer hat
 „endlich die verschiedenen Völker, die mannig-
 „faltigen

*) Fabel v. d. Bienen, 3. B. S. 171.

„faltigen Sprachen, die man auf der Erde an-
 „trifft, gelehrt? Wenn ich den Ursprung eines
 „Lehrsatzes, oder einer politischen Erfindung
 „zum Behuf des gemeinen Bestens untersuchen
 „will, so zerbreche ich mir den Kopf nicht, die
 „Zeit und den Ort zu entdecken, wo man zum
 „erstenmal davon gesprochen hat.“ — Das ist
 „auch in der That von sehr geringem Nutzen —
 „Darum bekümmere ich mich auch nicht, was
 „andere davon gesagt oder geschrieben haben;
 „sondern ich gehe gerade zur Quelle, und suche
 „diese Quelle in der Natur selbst, in den Schwach-
 „heiten und Fehlern der Menschen. Da sehe
 „ich, welchen Schwachheiten man abzuhelpfen,
 „welche Bedürfnisse man durch diese Erfindung
 „zu befriedigen gesucht hat.“